

100 Jahre Frauenleben im Ammerland



Frauen erzählen
ihre Geschichten

100 Jahre Frauen im Ammerland

Anlässlich des 100. Internationalen Frauentages 2011 haben wir, die Kreisgleichstellungsbeauftragte Anja Kleinschmidt mit der Fachbereichsleiterin der kvhs Ammerland, Tina Etling, eine besondere Schreibwerkstatt ins Leben gerufen. In dieser Schreibwerkstatt haben Frauen im Ammerland über sich, ihre Erfahrungen und Eindrücke geschrieben. Die erste Schreibwerkstatt startete im Juli 2012 und wurde von der erfahrenen Dozentin Hilka Koch begleitet. Jede Frau konnte ihre eigene(n) Geschichte(n) entwickeln und verfeinern. An insgesamt drei Workshops wurde geschrieben, gesammelt und dokumentiert. So ist auch diese Broschüre mit allen Texten entstanden, die vor oder während dieser Zeit verfasst wurden. Texte, die berühren, die nachdenklich stimmen oder ein Schmunzeln entlocken... Einen Ausschnitt davon geben die Frauen an einer Lesung am 6. Juni 2013 im Kreishaus in Westerstede zum Besten.

Wir danken den Frauen für ihren Mut und ihr Engagement, uns diese persönlichen und privaten Einblicke zu geben. Ebenfalls danken wir Hilka Koch für ihre tatkräftige Unterstützung, sowie Begleitung beim Entstehen der Texte.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünschen wir viel Freude mit dieser Broschüre.

Die Veranstalterinnen



Anja Kleinschmidt

Gleichstellungsbeauftragte
des Landkreises Ammerland



Tina Etling

Fachbereichsleiterin
Kreisvolkshochschule Ammerland

Hilka Koch

-statt eines Vorworts –

Bislang gab es über „Frauen im Ammerland“ wenig zu lesen. Während unserer Frauentreffen entstanden jedoch bei gemeinsamer Arbeit sehr viele Berichte, Geschichten. Spannend. Aufregend. Anrührend. So ergab sich dies kleine, feine Büchlein. Von Euch Frauen für Frauen und weitere Interessierte.

Und nun vorweg ein kleines Vorwort?

Ich versuche es ohne vorwortige Worte und klopfe bei meiner Familie an.

Ammerland? Ja, das taucht immer wieder und immer mehr auf, denn meine Geschwister und ich verbrachten nach dem Krieg einen wichtigen Teil unserer Kindheit in Bad Zwischenahn. Von dort fuhren wir täglich mit dem Zug nach Oldenburg zur Schule. Und wir wussten, unsere Mutter war 25 Jahre früher von Rastede aus auch so gefahren. Sie hatte damals auf der Cäcilienchule ihr Abi gemacht. Kleines, nettes Detail am Rande: Unser Vater benutzte vom ostfriesischen „Grenzort“ Detern aus als Schüler ebenfalls „unsere“ Bahn und traf am Hauptbahnhof Oldenburg auf dem Bahnsteig stets seine Erika. Das ist eine noch sehr andere Geschichte.

Vor dem ersten Weltkrieg waren Erikas Eltern aus Schwaben in den Norden gekommen und lebten in Rastede. Damals ein positiver Ort für den umtriebigen Journalisten.

Mir fallen Erinnerungsblätter ein. Auch dieser Text über den ersten Weltkrieg 1914/18.

Schlaf mein Kind

In Sturm und Wind.

Da steht dein Vater auf der Wacht

In Frankreich wohl zu später Nacht.

Schlaf mein Kind.

Und bet geschwind,

Dass unser Herrgott in der Nacht

Auch über Deinen Vater wacht.

Schlaf mein Kind.

Aus dem Krieg kam der Vater nicht zurück. Der Kleinen wurde gesagt, gefallen sei er, der Papa. Gehten? Immer wieder soll sie gerufen haben: Papapapawo.....Papawo.....wo.....Paaapaaaa.....

Sehr nah der Kirche, in Stein gehauen, die Namen der Gefallenen. Auch heute noch lesbar. Und dennoch: vergessen....

Unvergessen für uns Kinder eine Geschichte von seiner Tochter. Kleines, weinendes Mädchen – ganz allein im nächtlichen Palaisgarten. Barfuß. Nur mit einem dünnen Hemdchen bekleidet. Ruft. Schreit. Sucht seine Mama. Irgendwo soll die hier zu Besuch sein. Hat sie ihr doch vorhin gesagt! Mamama...wo...wo...bist du...woooooo... Maaaaamaaaa..... Der heulende Novemberwind nimmt die Schreie mit, peitscht sie durch prasselnden Regen. Irgendwann muss die Kleine Licht gesehen haben. Sie steht unter den hohen blassen Fenstern vom Palais. Vernimmt sie im tobenden Sturm Mutters stumme Stimme? Hört keiner ihr Rufen und Schreien unter den kröllernden Bäumen? Wer sie findet, bewahrt sie nicht vor bösen Worten und Schlägen. Mädchen haben tapfer zu sein. Tapfer! Auch im Ammerland.

Sie lernt ihre Lektion. Die langt für den zweiten großen Krieg: Kinder dürfen keine Angst haben, auch nicht, wenn sie allein sind. Schreien sollen sie nicht, schon gar nicht weglaufen und verlorene Eltern suchen. Nicht die Mutter. Nicht den Vater im „fernen“ Felde. Nein – standhaft müssen sie sein. Tapfer. Traurigkeit verstecken. Und doch: unstillbar eine verzweifelte Sehnsucht tief in ihren Herzen. Deren Schreie unhörbar, obwohl sie in den hohen Lüften schreien, immer noch. Irgendwann werden sie vielleicht in schwarzen Flecken herabwehen - Blätter - fallen - fallen - Blätter - fallen immer noch -

Heute werden einige von ihnen lesbar. Hörbar. Ihr Frauen seid es, die es gewagt haben, Erlebnisse und Erfahrungen aufzuschreiben. Dank Euch, die Ihr Euch Euren Erinnerungen gestellt habt und sogar den grausamen Kriegs - und Nachkriegszeiten Worte zu geben vermochtet. Und wie schön, dass zugleich viele von Euch wortreich unbeschwerten Ereignissen Zeit und Raum gaben....

Ja, es gibt sicher noch sehr viel zu erzählen, Ihr lieben Frauen. Wie großartig, dass ihr euch eingelassen habt auf Euer Erinnern. Auf das Schöne, das Leichte, aber auch das Schwere. Danke und - weiter so!

100 Jahre Frauenleben im Ammerland

Herzlich willkommen zur Lesung!

Do, 6. Juni 2013 um 15.00 Uhr
Kreishaus, Ammerlandallee 12 in Westerstede



„Ein Strauch zittert, weil ein Vogel darüber flog. Das Herz erzittert, weil Erinnerung es durchzog.“
Sándor Petöfi (1823-49), ungarischer National-Dichter

100 Jahre Frauenleben im Ammerland!

Anlässlich des 100. Internationalen Frauentages 2011 hat die Kreisgleichstellungsbeauftragte Anja Kleinschmidt mit der kvhs eine besondere Schreibwerkstatt ins Leben gerufen. Unter der Leitung von Hilka Koch haben engagierte Frauen Geschichten aus dem Ammerland, über sich und ihren Bezug zum Ammerland aufgeschrieben – von damals bis heute, von lustig bis nachdenklich: Für jeden Geschmack ist etwas dabei. Seien Sie herzlich eingeladen bei Kaffee & Kuchen unsere Lesung mit selbstverfassten Texten zu besuchen. Musikalisch untermalt wird die Lesung von Kindern der Musikschule „Klangtraube“.

Wenn Sie mit uns feiern möchten, bitten wir um eine telefonische Anmeldung bis Mo, 3. Juni bei der kvhs. Vielen Dank.

Wir freuen uns auf Sie!



Die Autorinnen, Hilka Koch (Dozentin kvhs)
Anja Kleinschmidt (Kreisgleichstellungsbeauftragte) und Tina Etling (Fachbereichsleiterin kvhs)

kvhs Ammerland • Am Röttgen 60 • 26655 Westerstede • Tel. 04488 / 56-51 00 • kvhs@ammerland.de • www.kvhs-ammerland.de

Inhaltsverzeichnis

Hannelore Ilsemann-Arends	7
Marita Becker	9
Lisa Behrens	13
Klara Bischoff	18
Gunda Dinklage	21
Christa Ebel	22
Marita Niemeyer	24
Gertrud Otten	28
Ulla Punke	33
Ilka Rose	36
Frauke Stahlfeld	41
Marlene Stamerjohanns	43
Gunda Wagner	52
Stefanie Wempe	62
Hella Janssen	67
Gerda Wordtmann	69

Hannelore Ilsemann-Arends

Angekommen im Ammerland

Der Wald an der Straße bildete ein dunkles Tor, das ins Licht führte. Diesen Weg kannte ich. Nein nicht diesen hier, aber einen ähnlichen aus den Erinnerungen meiner Kindertage. Links und rechts der Straße ein dunkler Wald, der nach Pfifferlingen roch und im Sommer voller Bickbeeren stand. Und nun entdeckte ich ihn hier im Ammerland wieder, auf der Suche nach einem Ort, an dem man bleiben, alt werden könnte. Nach Tagen der vergeblichen Suche, wusste ich sofort, der Ort, dem wir uns jetzt näherten, würde es sein.

Und tatsächlich fanden wir hier das Haus, das wir uns vorgestellt hatten. Bis zum Umzug sollte es noch einige Jahre dauern.

Die Sehnsucht wuchs von Monat zu Monat. Die Hektik, das Gedränge der Großstadt, die Schwüle, der Smog, der einem im Sommer die Luft zum Atmen nahm, wurde mir immer unerträglicher. Wenn ich den direkten Weg zur Arbeit wählte, wäre es kaum nötig gewesen, mit dem Tageslicht in Berührung zu kommen: Vom schlecht beleuchteten Park- und Ride-Parkplatz nur wenige Schritte direkt in die S-Bahn-Station bis in die Innenstadt, dann der kurze unterirdische Weg bis zur Rolltreppe, die direkt vor unserem Bürogebäude endete.

Vor lauter Ungeduld stellte ich im Kopf eine Sammlung von "Nordwörtern" zusammen: Meer, Moor, Marsch, Geest, Möwen, Nebel, Deich, Schafe..., klemmte mir Ansichtskarten vom Ammerland unter meine Schreibtischunterlage. - Aber das machte es nur noch schlimmer. Unser Ziel schien immer noch so weit entfernt.

Doch dann ging alles viel schneller als erwartet, und im Februar konnten wir endlich umziehen. Die Nachbarschaft bereitete uns einen warmherzigen Empfang: Die Eingangstür war bekränzt und wir hatten das Gefühl, hier schon seit langem zu Hause zu sein.

Wir genossen die langen Autofahrten über die Landstraßen in der

Abenddämmerung. Anfangs hatten wir Schwierigkeiten, uns an die Dunkelheit außerhalb der Ortschaften zu gewöhnen, vermuteten einen Defekt der Autoscheinwerfer. Zu lange hatten wir in zusammenwachsenden Städten gelebt, in denen es nie Nacht wurde.

Manchmal stiegen wir an einer Pferdekoppel aus, hörten auf die Stille und schauten den Pferden zu. Die schauten nur kurz auf, schnaubten verächtlich und rupften weiter ihr Gras. Das war das einzige Geräusch, das zu hören war. Oder ein Gang über den Deich. Nicht nur bei strahlendem Sonnenschein. Wichtig war es den Wind zu spüren, sich gegen ihn zu lehnen, sich durchrütteln zu lassen und zu begreifen, dass man angekommen war.

Was hatten unsere Freunde zum Abschied gesagt: „Was wollt ihr da oben: verdammt viel Gegend und viel zu viel gesunde Luft. Ihr holt euch nur einen Sauerstoffschock.“ Wir lachten und dachten uns: „Wenn die wüssten!“ Auf dem Rückweg, durch die noch winterlich kahle, verfrorene Wesermarsch empfing uns die zauberhafte Parklandschaft Ammerland mit Geborgenheit. Welch atemberaubende Schauspiele hatte sie uns zu bieten: Dramatische, intensive Regenbogen nach heftigen Frühlingsgewittern vor einer pechschwarzen Wolkenwand. Wir mussten anhalten, um dieses Bild ganz in uns aufnehmen zu können.

Nicht zu vergessen die Vollmondnächte, in denen wir am Dachfenster standen und andächtig den Sternenhimmel bewunderten: Zum Greifen nah, wie an einer Glasglocke aufgehängt, standen die Sterne über uns, unter uns der hell erleuchtete Garten.

Nach Blitz und Donner, dem Trommelwirbel zur Vorbereitung des einzigartigen, großen Auftritts: Die Rhododendronblüte!!

Nicht nur in den berühmten Parks mit den riesigen Büschen unter dunklen Kiefern. Nein, das ganze Ammerland, in den Baumschulen, an den Landstraßen, in den Privatgärten explodierte ein Feuerwerk von Farben. Man konnte nur noch staunen. Schauen, bis die Augen wund und müde wurden.

Ja, wir waren angekommen!

Eichenallee 1

Ich bin zu Gast in einem Garten, durchflutet von Sommersonne. Auf Ullas Parzelle. Sehe ein Schild, darauf steht: „Sumpfweg“. Gar ein Hinweis auf einen Weg in das Verderben? Nein, so ist es wahrlich nicht gemeint. Die Bezeichnung lockt in ein Biotop. Hier an diesem Ort kann ich nicht versinken. Es ist ein Teich, der sich vor mir ausbreitet. Umsäumt von Schilf, Lilien, Farnen und bemoosten Steinen. Ganz versteckt liegt er. Schon gleiten meine Augen hinein ins klare, meine Sinne kühlende und glättende Wasser. Ach, mein Herz wird weit, ruhig. Rote und blaue Libellen kreisen über dem Nass, setzen sich auf hohen Halmen nieder. Ich finde einen kleinen Platz zwischen den Gräsern, hocke mich hin, beobachte Wasserspinnen, die an die Oberfläche kommen und mit einer kleinen Luftblase abtauchen. Auch Molche, diese wunderbaren Wasser- und Landgeschöpfe steigen auf, um sich mit Sauerstoff zu versorgen. Sie brauchen ihn für ihr kleines, geheimnisvolles Leben in der Tiefe. Wasserwanzen rudern blitzschnell auf dem Rücken durch ihr Element.

Mir kommen die Frösche in den Sinn. Sie fehlen. Wahrscheinlich werden sie an diesem herrlich warmen Tag gut getarnt unter einem Gebüsch hocken, um auf kühlere Temperaturen zu warten.

Ich richte mich auf. Atme tief ein. Bin gefangen in zarten Banden der Natur. Gehöre ihr und bin doch mein.

Erinnerung

Du kommst mir in den Sinn, Oma.

Ich denke an Sonntage, rieche den Duft von 4711. Nur an Feiertagen hast du dich damit parfümiert. Hast ein wenig Eau de Cologne hinter jedes Ohr gegeben. Tupf links, tupf rechts. Hinter deine Ohren, geschmückt mit einem kleinen goldenen Knopf.

Ich erinnere mich an deinen Ehering, er war ein doppelter. Dein Mann war jung verstorben. Er wurde nur 42 Jahre alt. Du hast ihn gleich zu Beginn des 2. Weltkrieges verloren. Als Zeichen der Verbundenheit hattest du eure Ringe von einem Goldschmied zusammenfügen lassen.

„Wir binden dir den Jungfernkranz“. Zu eurer Hochzeit bekam ihr ein gerahmtes Bild mit diesem Spruch geschenkt. Auf weißem Hintergrund ein Kranz aus Immergrün mit zarten Vergissmeinnicht darin.

Als junges Ehepaar hattet ihr eine kleine Landstelle gepachtet. Später dann gelang es, einen bescheidenen Hof zu erwerben - beides im Ammerland gelegen. Jeder Tag der Woche, auch der Sonntag, begann früh. Melken, Tiere füttern, Ställe reinigen. Und, bestimmt durch die Jahreszeiten, das Pflügen, das Eggen, das Säen. Runkelrüben, Wurzeln, Steckrüben und Kohlsamen wurden in die Erde gebracht. Das Heumachen in heißen Sommern. Zur Ernte wurde das Getreide mit Pferd und Wagen eingefahren, mit der Dampfmaschine gedroschen.

Als Witwe konntest du noch eine Kuh und zwei Schweine dein Eigen nennen. Eins davon hast du zuhause schlachten lassen, eins verkauft. So hattest du selbst in kargen Zeiten zu essen und zu trinken. Milch, Butter, Käse, Wurst, Gemüse und Obst. Alles Marke Eigenanbau und Eigenerzeugnis.

Bald nach Kriegsende kam deine Tochter, meine Mutti, mit ihrer Familie zu dir. Wir hatten unsere Wohnung verloren. Du nahmst uns auf. Mutti half dir bei jeglicher Arbeit. Ihr ward euch gegenseitig eine Stütze in der schweren Zeit.

Die Winter waren eisig und wollten nicht enden. Der Wind pfiff um das Haus, drang durch die Ritzen im alten Mauerwerk, durch die Fugen der Fensterscheiben. Diese waren gut geeignet für die Kunst der Eisblumen. Herrliche Muster bildeten sie auf dem Glas. Zwar war uns Kindern kalt, aber dick eingemummelt hauchten und rieben wir an ihm, bis sich ein Loch bildete und dadurch ein Ausblick nach draußen frei war. Auf die alten, geköpften Weiden dicht am Haus und das Feld dahinter. Wir sahen den Himmel, grau bewölkt. Die Schneeflocken schwebten dick und zart an unseren Augen vorbei. Manchmal blickten wir auf vereiste Erdfurchen unter reinblauem Firmament.

Dir fehlte die Zeit, unseren Blicken und Phantasien zu folgen, Oma. Es gab so viele Pflichten.

Manchmal, am Sonntag, nahmst du mich auf den Schoß. Wir sangen zusammen ein kleines Lied, ein tröstendes. Ich war glücklich in diesen Momenten. Mit geschlossenen Augen erschnupperte ich dich. Ein frischer, belebender Duft war es, den ich erspürte.

Dein Eau de Cologne.

Sechsvierzig

Geboren um den Erntedank
bin ich ein Kind des Herbstes.
Das Laub war bunt,
der Wind sehr kalt
an meinem Tag, dem ersten.

Der Winter ging bis in den März,
in diesem jungen Leben.
Frühling war kurz, der Sommer heiß,
bald schon zog Nebel ein.

Die karge Kindheit ging dahin,
viel Wünsche blieben offen,
Erwachsenwerden war recht schwer,
treppauf, treppab und hoffen.

So geh ich durch die Zeiten,
durch Wahrheit und durch Traum
von Frühlingsgrün und Sommergold
gehängt an einen Baum.

Der trägt nun alte Blätter,
sind schlicht, auch bunt und schön.
Sie sind wie meine Jahre
stets müssen sie vergehn.

Geboren um den Erntedank
bin ich ein Kind des Herbstes.

Bokel - Mein Leben im Ammerland

Noch wohnte ich in Oldenburg. Die Trauung mit dem gebürtigen Braunschweiger, der seit zwei Jahren als Junglehrer in Bokel bei Wiefelstede beschäftigt war, fand im Juli 1954 vormittags in der Lamberti-Kirche in Oldenburg statt. Wir feierten in meinem Elternhaus und mitten in der Nacht machten wir uns auf den Weg in unser erstes gemeinsames Heim in der Schule in Bokel über der Unterklasse. Die eine Hälfte war Bodenraum. In der anderen befanden sich unsere Stube und ein langgezogenes Schlafzimmer.

Doch was war das? Unser Eingang durch den Flur der Unterklasse war versperrt mit den alten, hoch aufgestapelten, ausrangierten Schulbänken. Gekicher aus dem Graben der anderen Straßenseite drang zu uns herüber. Es waren Nachbarn, die wir eigentlich mit Bier und Schluck hätten versorgen müssen, damit sie uns den Weg in die Schule wieder frei räumten.

An diese Sitten und Gebräuche mussten wir uns erst gewöhnen. So zogen sie mit Geld für Getränke ab, am Kriegerdenkmal vorbei zur Gastwirtschaft und klingelten Georg Martens aus dem Bett. In der Zwischenzeit waren wir aber von Oma Troue, der Schwiegermutter des Hauptlehrers Herrn Vogelsang, ins Haus gelassen worden. Das klappte aber nur, weil deren Tür nach innen aufging und wir so einen Weg über Bänke, die auch hier den Weg versperrten, kletternd ins Haus gelangen konnten.

Unsere Stube war möbliert mit einer alten Chaiselongue, die schon viel von ihren Innereien verloren hatte, auch wenn man sich noch so vorsichtig auf ihr niederließ. Wir benutzten sie nur, wenn die Sitzgelegenheiten für unsere Gäste nicht ausreichten. Diese bestanden zusätzlich aus zwei einfachen Stühlen mit Armlehnen und dem damals üblichen Binsengeflecht. Ein kleiner Schrank mit

Türen und zwei Auszügen der Firma Musterring nahm unseren ganzen Besitz auf. Der Tisch war alt, er stand scheinbar schon länger hier.

Im Schlafzimmer nebenan befanden sich unter der Dachschräge zwei Betten hintereinander und an der gegenüberliegenden Seite zwei zweitürige Kleiderschränke. Der Gang dazwischen war so schmal, dass man gerade mal die Schranktüren öffnen konnte. In der Ecke am Fenster standen unser Elektroherd mit zwei Kochplatten und einem winzigen Backofen, ein Abwaschtisch und eine hochgestellte Apfelsinenkiste mit Vorhang. Daneben hatten gerade noch zwei Eimer Platz, einer für sauberes Wasser und einer für das Schmutzwasser. Unsere Wasserversorgung fand auf dem Schulhof durch eine Pumpe statt. Sie ließ das Wasser fallen. Immer, wenn wir etwas brauchten, musste erst der Inhalt einer Konservendose hineingegossen werden. So konnte sie dann Wasser ansaugen. Es passierte öfter, dass die Schulkinder, wenn sie durstig waren, es ausgetrunken hatten. Dann musste ich bei Vogelsangs stören und um etwas Wasser bitten. Sie hatten eine eigene Pumpe in ihrer Küche.

Einkaufen konnten wir im Laden bei Georg Martens, der außerdem auch noch eine kleine Postfiliale führte. Von hier hatten wir damals die einzige Möglichkeit zum Telefonieren.

In der riesigen Scheune am Haus lagerten Dinge, die für den täglichen Gebrauch auch für die Bauern wichtig waren. Wie da sind: Taue, Kannen, Spaten, Harken, lose Stiele, Töpfe usw. Na ja, eben alles, was so gebraucht wurde. Fast alles, was man heute in den Genossenschaften finden kann.

Im Laden vorne stand ein langer, hoher Schrank mit großen Auszügen gefüllt mit Mehl, Zucker, Salz und vielem mehr. Die Menge wurde je nach Wunsch des Käufers mit einer Schaufel entnommen, in Tüten gefüllt und abgewogen. Abgepackte Ware stand in Borten. Die Auswahl war vielfältig und was nicht vorhanden war, wurde bestellt.

Mittwochnachmittags kam der Bäcker mit seinem Brotauto vorgefahren und ein Fischwagen freitags. Fleisch holte ich immer vom Schlachter aus Wiefelstede. Vom Bauern Brunken nebenan bekam ich jeden Morgen einen Liter frische Milch und versuchte dabei, mich auf Plattdeutsch zu verständigen. Mein Fahrrad leistete mir immer gute Dienste bei Sonne, Regen, Frost und Schnee. Für gemeinsame längere Wege besaßen wir einen Motorroller, eine Lambretta. Sie war unser ganzer Stolz.

An der Seite neben dem Schulhaus befand sich ein kleiner Stall. Hier gab es zwei Plumpsklos, das erste für die Familie des Schulleiters und das zweite für den Nebenlehrer, hinten quer einen leeren Schweinekoben und daneben zur anderen Seite stand der große Waschkessel.

Mit Grauen denke ich an meine erste große Wäsche. Acht bis zehn Eimer Wasser musste ich vom Hof herschleppen. 80 - 100 Schläge mit dem Pumpenschlägel tätigen für nur einen Eimer voll Wasser! Dann konnte ich den Kessel anheizen und die Wäsche einstecken. Leider hatte ich gleich bei meiner ersten Wäsche Pech. Ich kochte eine schwarze Socke meines Mannes mit, die ohne mein Wissen zwischen die weiße Wäsche geraten war und die ganze Wäsche blau färbte. Frau Vogelsang kam zufällig darüber zu. Sie wusste Rat und half mir, schickte eine ihrer Töchter zu Martens, um Heitmanns Entfärber zu holen. Sie meinte, wenn ich das machen würde, wüsste morgen bestimmt das ganze Dorf, dass die junge Lehrersfrau Malheur gehabt hatte. Für mich begann nun allerdings alles wieder von vorne: Wasser schleppen, Feuer machen usw.

Vergessen hatte ich zu erzählen, dass natürlich auch ein Toilettenhäuschen für die Schüler auf dem Hof stand, neben dem einige Turngeräte ihren Platz hatten. Die Mädchen beschäftigten sich lieber mit Ballspielen oder Hinke-Pinke. Sie kamen noch in Kleidern zur Schule und hatten darüber bunte Schürzen zum Schutz. Viele hatten braune, dickere Strümpfe an und die Füße steckten in hohen Schnürschuhen. Im Winter zogen sie außerdem lange, warme Trainingshosen unter den Kleidern an. Die Haare waren fein säuberlich zu Zöpfen geflochten. Die Jungen trugen lange, dreiviertellange oder kurze Hosen, je nach Jahreszeit.

Nach drei Jahren wurde die Schule umgebaut. Die Klassenräume wurden nun licht und hell, mit Zentralheizung versehen, ausgestattet mit Tischen und Gestühl aus hellem Holz. Für die Schulkinder wurde ein Dushraum gebaut. Ich hatte nun die Aufgabe, am Dushtag einmal in der Woche die Aufsicht bei den Mädchen zu übernehmen. Für die Jungen war mein Mann zuständig.

Unsere neue Oberwohnung bestand aus einem schönen Wohnzimmer mit großem Fenster zur Südseite, einem Schlafzimmer und Gästezimmer mit schräger Decke und Dachfenstern genau wie im WC und in der Küche. Hier stand noch ein alter Kohleherd, den ich im Winter täglich heizen musste. Unser neuer Eingang befand sich jetzt unten neben der Schultür.

An einem Schultag kam mitten im Vormittag ein Schüler zu mir hoch: „Ihr Mann schickt mich, ich möchte ihm seinen Geigenkasten holen. Er liege auf dem Dachboden“. Ich hatte ihn schnell gefunden. Aber, was wollte er damit? So lange ich ihn kannte, hatte er nie auf der Geige gespielt. Er erzählte mir nur mal, dass sie im Studium ein Instrument spielen mussten. Am Mittagstisch lüftete sich dieses Geheimnis. Der Geigenkasten sei auf einem Tisch platziert worden. Die Schüler sollten ihn zeichnen.

Da mein Mann unmusikalisch war, wunderte es mich auch nicht, als er mich kurze Zeit später fragte, ob ich mit seiner Klasse ein Lied einüben könnte. Eine Konferenz der Junglehrer sollte diesmal in der Schule in Bokel stattfinden. Nach der Vorführstunde folgte dann immer eine Besprechung. Da unser Wohnzimmer für die Gäste zu klein war, saßen die Lehrer der anderen Volksschulen der Umgebung und der Schulrat in der Stube des Schulleiters bei Kaffee und Kuchen zur Besprechung.

Ich stand also jeden Morgen vor der Klasse und übte ein Lied für die Konferenz ein. Die Schüler waren begeistert. Es machte ihnen anscheinend sehr viel Freude. Da die Schule sehr hellhörig war, stellte ich mich am Konferenztag auf den Boden und freute mich über das gelungene Singen der Schüler.

In dieser Zeit wurde unser erstes Kind geboren und in der ältesten Kirche des Ammerlandes in Wiefelstede getauft. Wir hatten uns gut eingelebt, spielten regelmäßig mit dem Ehepaar Neumann Karten und mussten als Nachbarn bei der Silbernen Hochzeit von Georg Martens und seiner Frau tüchtig mit zupacken. Am darauffolgenden Wochenende lud dann das Silberpaar alle Helfer zum Essen in ihre Gaststätte ein.

Über mein weiteres Leben im Ammerland gibt es noch viel zu berichten. Das werden andere Geschichten.

Klara Bischoff

Erntedank

In der Landwirtschaft sagt man schon öfter einmal „Danke“. Es ist nicht selbstverständlich, dass alles gut gelingt und die Ernte gut eingefahren werden kann. Oft ist Regen angesagt und es muss alles schnell gehen. Wenn man es doch geschafft hat, sagt man frohen Herzens „Danke“.

Bei uns ist ja noch Erntefest im Dorf. Alle helfen mit und jedes Jahr wird eine schöne Erntekrone gebunden, um damit auch „Danke“ zu sagen. Man braucht nicht unbedingt zur Kirche zu gehen, um zu danken. Im Garten, im Haus, beim Gemüseernten oder wenn der Fliedergelee besonders gut gelungen ist, kann man „Danke“ sagen für die Ernte. Die Kirche wird schön geschmückt mit allen Gemüse- und Obstsorten. Es ist schön anzusehen und ist ein Dank an unseren Herrgott.

100 Jahre Frauen im Ammerland

Wie ich das Schlachten so in Erinnerung habe: Die Versorgung der Familien mit Fleisch und Wurst. Meine Mutter versorgte zu Hause die Schweine. Schweine füttern war meistens Frauenarbeit. Die Männer waren auf dem Feld beschäftigt. Es war immer die Herbst- oder Winterzeit, wenn ein oder zwei Schweine geschlachtet wurden.

Lange bevor die Zeit da war, hatten wir schon zwei Schweine ausgesucht. Sie sollten besonders lang sein und einen guten Schinken haben. Sie wurden so lange gut gefüttert bis sie etwa 150 Kilo wogen. Zum Schlachten eignete sich besonders eine Sau, die schon einmal Ferkel bekommen hatte. Das Fleisch war sehr gut für die Dauerwurst zu gebrauchen.

Früher gab es extra Hausschlachter. Am frühen Morgen, wenn das Füttern und Melken fertig war, kam der Schlachter. Es war schon alles vorbereitet. Der Trog war herbeigeht und das Wasser im Waschtopf dampfte. Eine Leiter stand an der Wand und der Krummstock war daran befestigt. Als Kind durfte ich nicht zusehen, wenn das Schwein geschlachtet wurde.

Später mussten alle mithelfen. Das Schlimmste war das Blutrühren. Es darf nicht klumpen, da es sonst für die Rotwurst und Blutwurst nicht mehr geeignet ist. Die Arbeit ging immer zügig voran. Das Schwein wurde nach dem Schlachten mit heißem Wasser übergossen und die Borsten abgeschabt. Es kam dann an die Leiter und die Eingeweide wurden herausgenommen. Das Schwein wurde mit Wasser ausgespült. Jetzt musste es auskühlen. Der Fleischbeschauer kam und nahm Proben, um das Tier auf Trichinen zu untersuchen. Wenn alles gut war, bekam das Schwein mehrere Stempel und wir durften es verarbeiten. Es musste erst auskühlen. Am nächsten Morgen kam der Schlachter noch einmal, um das Schwein zu zerlegen.

Zuerst wurden die Flomen (Nieren- und Bauchwandfett) abgezogen, das war immer Mutters Arbeit. Die Haut der Flomen wurde auf eine Platte gespannt und mit Heftzwecken festgesteckt. Sie trocknete dann und wir nähten mit der Nähmaschine Därme für die Sommerwurst daraus. Der andere Darm wurde von innen nach außen gestülpt und mit dem Löffel abgeschabt bis alles sauber war. Er wurde für die andere Wurst verwendet. Es wurde nur Papierdarm für Leber-, Rot- und Blutwurst gekauft.

Als Erstes sortierte meine Mutter das Fleisch. Die Schinken wurden meistens mit Knochen in einem Holzbottich eingesalzen (pro Pfund Schinken einen Tag) und später geräuchert. Die Kotelett-Stränge wurden ausgelöst und eingekocht. Die Weckgläser waren schon sauber gewaschen. Es wurden immer neue Weckringe genommen, damit die Gläser einwandfrei geschlossen waren. Es war Mutters Aufgabe, das Einkochen zu überwachen. In den folgenden Tagen wurde immer wieder kontrolliert, ob auch alle Gläser in Ordnung waren. Das andere helle Fleisch wurde zu Sommerwurst verarbeitet und das dunklere für Koch- und runde

Wurst. Die Lunge, Herz und Nieren wurden in einem großen Topf gekocht. Es kamen auch Speckstücke mit hinein.

Für die Leberwurst wurde die Leber durch den Fleischwolf gedreht. Von den Speckstücken kam auch etwas mit dazu. Das Herz und die Nieren wurden in kleine Würfel geschnitten. Von dem Speck wurden auch Karos gemacht und mit Blut gemischt. Alles zusammen war für die Rotwurst bestimmt.

Die Lunge brauchte meine Mutter für die Grützwurst. Die Brühe von dem Kochen wurde mit Hafergrütze angedickt und die durch den Fleischwolf gedrehte Lunge kam dazu. Die Rot- und Leberwurst wurde im Papierdarm zwei Stunden im Wasserbad gekocht. Die Schinken und die Wurst wurden geräuchert.

Nach der ganzen Arbeit dann der Lohn: Alle hatten etwas zu essen.

Gunda Dinklage

Ferien

Großmutter Anna, Tante Lisbeth und Onkel August lebten auf einem schönen Bauernhof im Ammerland. Ich freute mich jedes Mal riesig, wenn wir sie besuchten. So auch Weihnachten 1948. Ich war fünf Jahre alt und verbrachte wieder einmal ein paar Wochen dort und wurde von meiner Großmutter verwöhnt. Es gab immer satt zu essen und das war damals noch nicht selbstverständlich. Für Mutter war es in der Stadt schwer, die Nahrungsmittel, die wir brauchten, zu besorgen.

Zu Weihnachten wünschte ich mir in dem Jahr sehnlichst eine Puppe. Doch es gab nicht, so wie heute, Puppen im Geschäft zu kaufen. Großmutter war zusammen mit Tante Lisbeth bemüht, mir auch diesen Wunsch zu erfüllen. Es wurde ein Strumpf mit Wollresten ausgestopft und ein Gesicht aufgestickt. Arme und Beine wurden daran genäht. Fertig war die Puppe. Dann nähte meine Tante noch ein wunderschönes Puppenkleid und Großmutter strickte Söckchen und ein Mützchen. Diese Puppe bekam ich zu Weihnachten und meine Freude war riesig. Ich nannte die Puppe Lieschen, nach meiner Tante, und herzte und liebte sie sehr. Stundenlang spielte ich mit meinem Lieschen. Für mich war sie die schönste Puppe auf der Welt. Leider habe ich sie nicht mehr.

Als ich größer wurde, verbrachte ich in jedem Jahr die Ferien bei meiner Großmutter. Ich konnte es kaum erwarten, sie wieder zu besuchen. Gleich am ersten Ferientag machte ich mich mit dem Fahrrad auf den Weg. Wenn sie mich kommen sah, sagte sie immer: „Na Deern, bist du all woller dar?“ Sie nahm mich in die Arme und drückte mich herzlich.

Großmutter starb 1957, da war ich vierzehn Jahre alt.

Christa Ebel

Das Ammerland und ich!

Als ich vor 25 Jahren ins Ammerland zog, kam es mir vor, als hätte ich mein ganzes bisheriges Leben darauf gewartet, in diesen Landstrich zu kommen. Als wäre das das Ziel meines Lebens.

Fast 60 Jahre, mit einigen Unterbrechungen, war ich Hamburgerin. Zwar keine „gebürtige“ - die Hamburger machen da sehr feine Unterschiede. Es gibt oder gab sogar einen Verein der „geborenen Hamburger“. Etwas gröber auf Hamburger Platt ausgedrückt, heißt das: „Wenn de Katt inn Fischloden Junge kriegt, denn sün dat no lang kene Heringe“. Hamburg ist eine schöne Stadt, eine wunderbare Stadt. Die schönsten Seiten habe ich kennengelernt. Die schweren Zeiten mit und in dieser Stadt durchlebt. Die Hoffnung hat uns nach dem Krieg beflügelt, eine Familie zu gründen und Kinder in die Welt zu setzen: Es konnte nun ja nur besser werden!??

Eines Tages kamen wir zu der Erkenntnis, dass eine Großstadt nicht das Optimale für alte Leute ist. Wieso dann Zwischenahn unser Ziel wurde, ist eigentlich bis heute ein Rätsel geblieben. Ich muss gestehen, dass wir in Hamburg bis dahin nicht viel vom Ammerland wussten. Gerade so viel, dass es irgendwo hinter Bremen liegt. Eine Zeitungsanzeige, eine Fahrt nach Oldenburg, herrliches Wetter, gute Laune, und plötzlich war ein Entschluss gefasst.

Das dann alles, was mit dem Umzug und der Übersiedelung zusammenhing klappte, schrieben wir himmlischen Drahtziehern zu! Alles fand unsere Zustimmung. Die schöne Wohnung, der wunderschöne Kurort mit dem Zwischenahner Meer, all die vielen Blüten und das Grün. Alle Gärten waren gepflegt und bunt bepflanzt. Jetzt ist das schon nicht mehr so. Jetzt wird Zeit und Mühe gespart. Gepflegt ist auch alles, aber mit Dauerbepflanzung und mit Formgehölzen bestückt. Uns schien auch, dass die Uhren im Ammerland damals noch etwas langsamer tickten. Alles lief ein wenig ruhiger und freundlicher als

anderswo. Für Radfahrer ist das ganze Ammerland ein Paradies: schöne Radwege - zum Teil ohne Autoverkehr mitten durch Wiesen und Felder. Schwimmen kann man im Freien, in „natürlichem“ Wasser! Dazu lädt das „Meer“ ein und eine Reihe herrlicher Badeseen in der näheren Umgebung. Jede Art von sportlicher Betätigung kann man ausüben. Und da sind dann auch die Segler, die am Delf ihre Ferienwohnungen haben und mit ihren Booten das Meer beleben.

Ich könnte noch so vieles aufzählen, was mir die „neue“ Heimat wert und teuer macht. Die vielen Autobusse, die täglich Ausflügler zu uns bringen, wissen genau, warum das Ammerland ihr Ziel ist: es ist in unserer hektischen Zeit immer noch eine Oase zum Luftholen und Entspannen. Sogar eine Kurkapelle gibt es hier noch.

Wie habe ich die Menschen hier erlebt? Vor 25 Jahren hatte ich noch den Eindruck, dass die Hiesigen ein engeres Verbundensein untereinander hatten. Nachbarschaft wurde sehr gepflegt. Zu besonderen Anlässen wurden gemeinsam Kränze geflochten und die Feiern fanden meist im riesigen Kreis statt. Das ist zwar zum Teil noch immer so, aber die Alteingesessenen werden im Verhältnis immer weniger. Es wird unheimlich viel gebaut - alles Eigentumswohnungen ohne viel Garten. Jedes nur erdenkliche Fleckchen Grund und Boden wird ausgenutzt. Die Veränderungen in dieser Zeit bedrücken mich sehr, doch das ist Fortschritt und Entwicklung. Und ich halte es gut aus, wenn ich mein Rad heraushole, um wieder einmal ums Meer zu fahren. Diese Tour ist immer etwas Besonderes und ebenso herzerweiternd wie vor 25 Jahren.

Marita Niemeyer

18 Jahre und 6 Tage

Raus aus der Kleinstadt, die Welt verbessern und mindestens ebenso wichtig: mich der Strenge meiner Eltern entziehen. Was half mir meine Volljährigkeit, wenn meine Eltern sie nicht akzeptierten? Es musste ein Arbeitsplatz her, den es in meiner Heimatstadt nicht gab. Die Arbeit im Kindergarten hätte mir damals sicherlich schon Freude bereitet, aber dies war jetzt meine große Chance mein Leben selbstbestimmt zu leben.

Ein Arbeitsplatz, einige Kilometer entfernt und nur mit öffentlichen Verkehrsmitteln und mehrmaligem Umsteigen zu erreichen, wurde gefunden.

Mit meiner Freundin Monika begab ich mich auf Wohnungssuche - eine leichte Aufgabe. In einer alten Villa lebte parterre eine alte Dame, deren Tochter in Sorge um ihre Mutter und zur eigenen Beruhigung im oberen Stockwerk eine kleine Wohnung vermieten wollte. Unsere erste eigene Wohnung!

Monika war schon länger mit ihrem Freund Rolf zusammen, der nur zehn Kilometer entfernt wohnte und ein Auto hatte. Naheliegend, dass Rolf öfters zu Besuch kam. Ich war frisch verliebt und mein damaliger Freund wohnte noch weiter entfernt als meine Eltern und war nicht motorisiert. Monika bezog deshalb das eine Zimmer, und ich richtete mich in der Küche ein - immerhin ein Zimmer mit schnuckeligem Balkon. Der durfte allerdings nicht betreten werden, da das Geländer baufällig war. Egal. In Monikas Zimmer stand ein Schrank in den auch ich meine Sachen hängen konnte. Eine Wand dekorierte sie mit Ketten: Indianerketten, Silberketten - alle von Stecknadeln gehalten.

In meinem Zimmer stand eine Spüle, ein Kühlschrank und ein Hängeschrank. Mein kleines Ersparnis reichte für ein Couchbett, einen Regalschrank mit Schreibfach und geschlossenem Unterfach. Meine Oma schenkte mir eine mit Feldblumen

bedruckte Butterdose und meine Mutter einen roten Milchtopf mit weißen Punkten. Etwas Besteck, ein zweiter roter Topf, Kaffeebecher, zwei Frühstücksbrettchen mit Blümchen und eine elektrische Herdplatte wurden angeschafft. Und irgendwo klebten die gesammelten Prilblumen. Ihr erinnert euch? Ach ja, und das Bad war rosé.

Wir verdienten unser erstes eigenes Geld. Mittags aßen wir meistens im Personalraum. Aber hatten wir gemeinsam Frühdienst, gingen wir erst mal nach Dienstschluss in eines der zwei Lädchen unseres Dorfes einkaufen. Mal teilten wir uns einen Familienbecher Eis, mal eine Schachtel Pralinen (die billigsten, die von „Trumpf“). Es durfte auch mal ein Fläschchen Eierlikör sein. Alles Sachen, die wir uns früher nie kaufen konnten. Und Figur-Probleme hatten wir fast keine.

Unsere Ausfahrten in die nahegelegenen Discos - ohne Vorschriften, wann wir wieder zu Hause sein mussten - nutzten wir selbstverständlich auch. Dennoch waren wir zu einer Zeit zu Hause, in der meine Kinder heute erst ausgehen.

Ach du gute, alte, schööööööne Zeit!!

Taschengeld

Taschengeld - so etwas kannten wir noch nicht. Gelegentlich kamen abends am Wochenende Tante Leni und Onkel Hermann unangemeldet - denn ein Telefon hatte zu der Zeit kaum jemand - zu Besuch. Wir Kinder lagen selbstverständlich schon im Bett. Manchmal schauten sie noch kurz bei uns rein, um uns zu begrüßen. Und hatten wir Geburtstag gehabt, lag am nächsten Morgen eine Mark für uns im Esszimmer. Ob diese Mark in die Spardose wanderte, daran erinnere ich mich heute nicht mehr.

Auch früher gab es zweimal jährlich Zeugnisse. Die wurden rasch zu Hause den Eltern gezeigt und dann ging es schleunigst mit dem Fahrrad durch die Stadt zu Oma und Opa. Egal wie das Zeugnis ausfiel - es gab fünf Mark Belohnung. Juhu!

Manchmal überkam meine Sandkastenfreundin Annegret und mich die große Einkaufslust. Wir hatten das große Glück, dass unsere Omas mit im Haus lebten. Die pumpen wir mit zuckersüßer Stimme an: "Ooomaa, hast du einen Groschen?". Wir folgten Oma ins Schlafzimmer. Dort stand ein großer, hoher Schrank mit zwei Schubladen. In diesem musste Oma jedes Mal ihren Geldbeutel suchen und wir bangten, ob sie ihn auch finden würde, denn Oma war etwas tündelig. Sie hatte sich im Leben manch schwerer Aufgabe stellen müssen. Vielleicht war sie deshalb manchmal ein wenig verwirrt. Meine Oma war eine bescheidene und gütige Frau. Sie knipste ihren Geldbeutel auf und schenkte uns jeder einen Groschen.

Der Tante-Emma-Laden war fünf Minuten Fußweg entfernt. Gleich links im Schaufenster, aber hinter der Ladentheke, standen die riesengroßen Bonbongläser. Die Verkäuferin nahm eine kleine Spitztüte und wir hatten die Qual der Wahl. Ein Groschen gleich zehn Pfennig; was konnten wir uns alles leisten?! Und hatten wir von Annegrets Oma auch noch einen Groschen bekommen, dauerte der Einkauf entsprechend länger. Und wählerisch waren wir auch. Es dauerte eben. "Fünf Gummibärchen bitte und...." Ein Salino kostete fünf Pfennig, ein kleiner flacher Colalutscher auch. Dann doch lieber fünf Katjes.

Früher wusste man eben noch, was sich gehörte: Der Kunde ist König. Und so fühlten wir uns mit unserer gefüllten Spitztüte wie Prinzessinnen.

Dann war da noch der sonntägliche Kirchgang. Etwas Geld für den Klingelbeutel und für den Automaten wurde eingesteckt. Denn auf dem Weg zur Kirche hing an einem Spiel- und Lederwarengeschäft ein Bonbonautomat. Was soll ich euch sagen? Sonntags Süßes kaufen, wo doch alle Läden geschlossen hatten! Und diese Auswahl! Eine (aus heutiger Sicht) Mini-Stange Kaubonbons, Pfefferminz

oder fünf Karamellbonbons - und nebenan das Eiscafe. Eine Kugel kostete zehn Pfennig.

Zweimal jährlich war Markt in unserer kleinen Stadt. Dazu gab es von meinen Großeltern Marktgeld. Wenn ich mich recht erinnere eine DM. Zum Glück hatte ich noch zwei Omas und einen Opa.

Ihr braucht nicht so zu schauen, denn das waren noch Preise! Eine Karte zum Kinderkarussell fahren kostete 25 Pfennig. Und kaufte man gleich fünf Karten - was sich für drei Markttage durchaus lohnte - dann zahlte man nur eine Mark. Die Pommes kosteten 50 Pfennig und eine Bratwurst eine Mark. Aber dies waren elterliche Ausgaben.

Zum Abschluss lockte jedes Mal die Losbude. Diese traumhaft schönen Puppen mit hochgesteckten Haaren und langen Kleidern in Rot, Gelb, Blau - freie Auswahl eben. Dieser Traum wurde Jahre geträumt, blieb aber unerfüllt.

Zum Zahnarzt gingen wir mit unserem Vater. Und wenn wir brav waren (was aus Respekt und vor lauter Angst schon selbstverständlich für mich war) spendierte er uns zur Belohnung "eine Pommes ohne" für 50 Pfennig und die wurde dann in zwei Portionen geteilt.

Wie anfangs schon erwähnt, Taschengeld kannten wir nicht. Aber es gab eine Einnahmequelle: Rabattmarkenhefte. Beim Einkauf im Tante-Emma-Laden und bei „Ihr Platz" - nein - "Seifenplatz" hieß es früher, gab es Rabattmarken. Mein Arbeitsplatz war der Esstisch, mein Arbeitsmaterial ein angefeuchteter Schwamm. Im Seifenplatz konnte man das beklebte Heftchen für 1,50 DM und im Tante-Emma-Laden für drei Mark einlösen. Mein Verdienst: 10.

Was bleibt? Tja, was bleibt? Meine Erinnerung an eine unbeschwerte Kindheit.

Gertrud Otten

Das Original Tante Mieke aus Westerstede

(Zur Denkmaleinweihung am 20.04.01)

Liebe Mieke!

Endlich ist es nun so weit.
Es brauchte eine lange Zeit,
bis Du in Bronze vor uns stehst
und so nicht mehr für uns vergehst.

Vor 5 Jahren kam uns der Gedanke,
Dir zur Ehre und zum Danke
ein Denkmal hier im Ort zu setzen,
weil wir als Original dich schätzen.

Wir sammelten das Geld dazu
und hatten erst dann wieder Ruh',
bis fertig war der erste Plan.
Wir rührten eine die Maske an.

Auf Rosenmontag sollt' es sein,
da schmierten wir mit Gips dich ein.
Du warst geduldig und wir lachten viel,
gelassen nahmst du hin dies Spiel.

Und Gretel formte mit Geschick
aus feuchter Erde, Stück für Stück
die Büste und nach kurzer Zeit
war sie zum Trocknen schnell bereit.

Grau und leblos sahst du aus,
dein Schalk im Nacken kam nicht raus.
Drum wurd' die Büste übergossen ganz mit Bronze.
So kam dann dieser Glanz.

Zum Aufstelln´ suchten wir ´nen Ort,
baten die Stadt um ein zustimmend' Wort.
Doch diese wollte grünes Licht nur geben,
wenn Du beendet hast das ird'sche Leben.

So freu'n wir uns besonders heute,
dass du lebst und auch wir anderen Leute
und dass die Volksbank es ermöglicht hat,
wo man die Stadt vergebens bat.

Wie schön hätten wir alle es gefunden,
du „drehtest“ auf dem Dreirad deine Runden.
Doch auch deine Büste kann sich sehen lassen.
Sie wird nun heut enthüllt, ist das zu fassen?

Liebe Mieze, so bist du wieder in der Stadt,
schaust freundlich alle an, kannst ohne Rad
die Menschen wieder um Dich scharen.
Du darfst ja selber nicht mehr fahren,

weil dein Rücken dir viel Schmerzen macht,
es schrecklich in den Knochen kracht.
So ist dies Denkmal noch zu Lebenszeit
für dich und uns ´ne große Freud.

Du bist in deinem Kopf noch fit und klar.
Es sind noch viele kranke Menschen da,
die täglich gehen in Dein Haus,

und geheilt oft kommen sie heraus.

Behandelt hast Du wirklich viele,
nahmst dafür keinen Pfennig Geld.
Du hattest das Wohl der anderen zum Ziele.
Wo gibt's das noch auf dieser Welt??

So Mieze soll dein Wirken und dein Tun
mit diesem Denkmal dich erfreuen
und für die Westersteder Bürger nun
eine Erinnerungsstätte an Dich sein.

Westerstede, im Jahre 1983

Ein Schlachtfest wie früher

Die alte Krömerei in Westerstede wurde im Jahre 1983 von dem Architekten Gerold Otten gekauft. Bevor er jedoch ans Werk ging, das Gebäude im Original zu restaurieren, um die 400-jährige Geschichte des ältesten Hauses in Westerstede für die Nachwelt gegenwärtig zu machen, sollte noch einmal etwas Verrücktes passieren. Aber was und wie?

Frauen hatten die Idee: „Wir könnten ein Schweineschlachtfest veranstalten wie in alten Zeiten, ohne den Druck, den die Frauen früher dabei erleben mussten.“

Schon packen sie eifrig an. Pläne werden geschmiedet, Aufgaben verteilt: Wer besorgt das Schwein? Wer sucht den besten Hausschlachter? Wer verhandelt mit der Stadt wegen einer Erlaubnis? Bürokratie nach Paragraphentreue macht es nicht einfach, dann gelingt es aber.

Einige Frauen kennen sich noch mit alten Schlachtungen aus und übernehmen die Organisation.

Es wird festgelegt, wer sich kümmern muss: Ingeborg um Getränke, Gretel um Schüsseln und Wurstmaschinen, die noch im Keller zu finden sind. Jägerfrauen besitzen scharfe Messer, irgendwo stehen alte Tische und Stühle. Tücher und zünftige Kleidung machen keine Probleme.

Monika ist für die Dörpskapelle zuständig. Diese darf nicht fehlen, wenn nach getaner Arbeit das große Essen mit „Danz up de Diel“ beginnt.

Nun fehlt noch die Putzkolonne für die „gute Stube“. Alle Frauen, ansonsten in weißen Röckchen auf dem Tennisplatz, kommen gleich am anderen Tag mit dicken Flanellhemden, warmen Kleidern, großen Schürzen, Kopftüchern, dicken selbstgestrickten Socken und Holzschuhen an. Wir fühlen uns 50 Jahre zurückversetzt. Im Hintergrund ist Musik (Seemannslieder oder Lieder aus der alten Küche). Sie rücken an mit Besen, Eimern, Spinnfegern, Putzlappen etc. und fegen und wienern und putzen die kaputten Stühle, Tische und Balken, an denen die dicken Spinnengewebe gespenstig herunterhängen. Was Frauen mit ihren flinken Händen in kurzer Zeit schaffen! Ihre Männer sind ganz erstaunt. Sie kümmern sich nun um das Schwein, das auf einem Gestell am Eingangstor aufgehängt werden soll. Jan, der Schlachter, bringt sein Werkzeug mit Pott und Pannen für die Verarbeitung in den Innenraum. Mit scharfen Spezialmessern begibt er sich nun vor die Tür, wo viele sich versammelt haben. Eine öffentliche Schlachtung, wer hat das je so gesehen?

Inzwischen sind auch die Kinder gekommen, adrett gekleidet in blau gestreifte Seemannshemden mit roten Tüchern. Sie amüsieren sich und tanzen und schunkeln ausgelassen nach der Dörpsmusik. Sie sind schockiert, als es um das Ausstechen der Augen geht. Sie sollen wissen, wie brutal es zugeht, wenn sie Schweinefleisch essen wollen.

Schon liegen große Schweinsstücke auf den langen Tischen. Frauen eilen mit den leeren Schüsseln herbei, in denen Jan sorgfältig die schieren Fleischstücke legt, dann die Innereien oder andere Fleischreste, die zur Wurstverarbeitung gebraucht werden.

Das frische Blut im Eimer, der sofort nach dem Kopfschuss ins Schweinsgehirn noch bei dem Bauern gefüllt wurde, wird abwechselnd gerührt, damit es nicht zu schnell gerinnt. Inge macht später die Blutwurst daraus.

Wir Hausfrauen, die sonst mit den modernsten Küchengeräten in feinen Küchen hantieren, wetzen die Messer, toben uns richtig aus beim Drehen der alten Wurstmaschinen (alles ohne Strom, den es noch nicht in der Krömerei gibt) und verbreiten eine Atmosphäre wie erfahrene Bäuerinnen aus vergangenen Zeiten. Manche geben sich als perfekte Wurstmacherinnen, andere diskutieren über Rezepte, die sie noch von ihren Großeltern kennen. Es wird diskutiert und gelacht.

Und was treiben die Männer? Sie sitzen und klönen auf wackeligen Stühlen und trinken Bier mit „Kochschem Klaren“. Oder sie geben sich eifrig geschäftig, haben ihre Hände aber vorwiegend um die Bierflaschen gelegt und sehen mit Freuden den fleißigen Frauen zu.

Die Plätze am warmen Kamin sind besonders begehrt, vor allem bei fröstelnden Frauen, die der alten Arbeitsweise nicht gewachsen sind.

Die leckeren Snirtjebratenstücke werden auf Kamingabeln im offenen Feuer gebraten und gehen weg wie warme Semmeln. Beckers Kartoffelsalat und andere Salate, die von einigen Frauen zuhause angefertigt wurden, stehen auf wackeligen Tischen. Jeder bedient sich wie er möchte und isst, was er unbeobachtet so wegputzen kann. Einige Würste werden auf Holzstangen aufgereiht und zum Trocknen an die Decke gehängt oder zum Braten mit nach Hause genommen.

Alle sind ausgelassen und vergnügt.

War es früher auch so?

Anfang und Ende

Hurra! Mutter wird Mädelwart!

Das war der Kommentar der Familie, als sie die Neuigkeit erfuhr. Ganz so locker flockig hatte sie sich ihre Entscheidung nicht gemacht, als sie gefragt wurde: „Wollen Sie das Amt der Frauenbeauftragten übernehmen?“ Gut hörte sich das schon an: „Sie bekommen Ihr eigenes Büro. Sie können frei schalten und walten und sind bei der rechtmäßigen Erfüllung Ihrer Aufgaben an Weisungen nicht gebunden. Sie haben unsere volle Unterstützung.“ - usw. usw.

Aber konnte sie die Anforderungen erfüllen? Eigentlich hätte sie sich wundern müssen, dass man ihr diese Aufgabe zutraute - ihr, der Nichtstudierten, der einfachen Verwaltungsangestellten. Aber sie fühlte sich geschmeichelt und der Posten reizte sie. Das war etwas anderes als Briefe zu tippen und Kaffee für den Chef zu kochen. Sie warf alle Bedenken über den Haufen und stürzte sich in die Arbeit.

Es war viel Arbeit - harte, ungewohnte Arbeit. Aber sie machte Spaß, spätestens als sich die ersten Erfolge abzeichneten. Ihre Sprechstunde war gut besucht. Die Frauen brauchten sie. Ihr Rat, ihre Hilfe waren gefragt und wurden angenommen. Sie konnte etwas bewirken.

Die Chefetage beobachtete ihre Aktivitäten zunächst mit gutmütigem Wohlwollen. Hinter vorgehaltener Hand wurden allerdings bald Bedenken geäußert: „Sie ist recht forsch. Ein Selbstverteidigungskurs für Mädchen und Frauen? Muss das denn sein? Und sie taucht in allen Sitzungen und Besprechungen auf, in denen es um frauenrelevante Themen geht und will überall mitreden. Das geht nun aber langsam zu weit. Sie muss mal anständig zurückgepiffen werden! In ihre Informationsbroschüre hat sie doch tatsächlich den Spruch

→ Eine Frau muss doppelt so gut sein wie ein Mann,
→ um halb so schnell voranzukommen
geschrieben. Das ist eine Unverschämtheit!“

Ungeachtet zunehmender Anfeindungen kämpfte sie weiter für die Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen. Sie mischte sich ein und forderte die vom Gesetzgeber zugestandenen Rechte ein. Da konnte einem schon Angst und Bange werden. So hatte man sich das nicht gedacht. Es musste etwas passieren.

Gott sei Dank gab es rechtzeitig eine Gesetzesänderung. Damit konnte man sich dieser ehrgeizigen Person auf elegante Art und Weise entledigen. Daran konnte auch eine Unterschriftensammlung von zahllosen entrüsteten Frauen nichts mehr ändern. Endlich hatte man seine wohlverdiente Ruhe wieder.

Die Perle des Ammerlandes

Das Zwischenahner Meer war schon immer ganz wichtig in meinem Leben. In frühester Jugend, während des zweiten Weltkrieges - ich war damals etwa 6, 7, 8 Jahre alt - war es etwas ganz Besonderes, sonntags mit dem Fahrrad von Oldenburg aus zu Großmutter, Tanten und Kusinen zu fahren, die alle in einem Haus in der Nähe von Zwischenahn wohnten. Von dort gingen wir im Sommer an den See, natürlich barfuß (übrigens ein Fußmarsch von einer dreiviertel Stunde) und in Unterhose, die auch gleich als Badehose diente. Als Proviant hatten wir Schwarzbrot mit Zucker dabei. So einfach war das Leben damals.

Mein Vater war ein exzellenter Schwimmer, und ich vergesse nie den Tag, als er von einem Seeufer zum anderen schwamm, ohne Begleitung, einfach so. Später hat er mir gestanden, dass er etwa in der Mitte große Schwierigkeiten bekam und sich eine Weile ganz ruhig auf dem Rücken treiben lassen musste, um sich wieder zu erholen. Ich habe ihn grenzenlos bewundert.

Es ist bis heute ein beliebtes Ausflugsziel geblieben, das Zwischenahner Meer. Mit Mann und drei Söhnen machte ich immer wieder Radtouren dorthin, jetzt von Edeweicht aus. Mit auswärtigen Besuchern war es eine unserer beliebtesten Attraktionen, eine Dampferfahrt auf dem See zu machen oder sogar ein Boot zu mieten und selbst ein Stück auf dem Wasser zu rudern.

In den 70er Jahren, als unsere Pferde in einem Reitstall nahe Zwischenahn standen, tauchte ich spätabends nach der Reitstunde gerne noch eben in die kühlen Fluten des Sees ein.

In den 80er Jahren begann ich mit dem Laufen, zunächst ganz harmlos Jogging. Später reizten mich ehrgeizige Wettkämpfe bis hin zum Marathon und Triathlon. Und immer war das Zwischenahner Meer mit einbezogen. Die Laufstrecke führte ums Meer und beim Triathlon wurde auch darin geschwommen, zeitweise bei 14°C Wassertemperatur.

Und meinen Enkelkindern erzähle ich, wie das Zwischenahner Meer entstanden ist: die Geschichte mit dem Teufel, der vor langer Zeit dort den Wald ausgerissen hat, um damit in Oldenburg den Kirchenbau zu verhindern. Und dann fahre ich mit ihnen hin, zum schönsten See weit und breit und hoffe, dass er ihnen einmal genauso viel bedeuten wird wie mir.

Ilka Rose

Das muss Liebe sein!

Ein sonniger Morgen begrüßt mich an diesem Tag, von meinem Liebsten werde ich mit einem Schmunzeln um die Mundwinkel geweckt.

„Hast du Lust auf einen kleinen Ausflug, an diesem herrlichen Tag?“ Welch eine Frage, natürlich... der heutige Tag soll und darf nur uns gehören. Die letzten Wochen waren von viel Arbeit und wenig Schlaf geprägt, so dass wir uns auf diese freien Stunden gefreut haben.

Seit fast 10 Jahren bin ich nun nicht mehr auf einem motorisierten Zweirad unterwegs gewesen, dies soll sich nun ändern. Die schöne, schwarz glänzende Maschine, mein Lieblingsmotorrad, wartet bereits auf uns. Die Motorradklamotten knistern beim Gehen, ein tolles Gefühl wieder in meiner alten Bikerkluft zu stecken. Der herrlich surrende Motorsound lässt mein Herz ein klein wenig höher schlagen, und dann noch die Option sich in den Kurven im Einklang mit Mensch und Maschine zu bewegen.

Die Vorfreude auf eine kleine Tour nach so langer Zeit lässt mir eine wohlige Gänsehaut über den Körper laufen. Der Weg zu unserem Etappenziel, eine Eisdiele in Friedrichsfehn, ist nicht weit, der Weg ist das Ziel, auch beim Biken. Ich genieße das wunderbar herrliche und warme Bauchkribbeln, wenn ich mich an meinen Liebsten anlehne, um ganz eins mit ihm und dem Motorrad zu sein. Beim Fahren weht mir der frische Wind um die Nase und zupft kräftig an der Motorradkleidung, die leichten Vibrationen des Motors lassen mich spüren, DAS ist Motorradfahren. Ein unbeschreiblich schönes Gefühl!

„Duft Brot“

Das Nachbarhaus von unserem Bäcker passiere ich täglich auf dem Weg zur Schule. Der Duft nach frischen Brötchen und gebackenem Brot liegt in der Luft. Die Fenster der Backstube sind schon seit Stunden hell erleuchtet, denn die Bäcker beginnen ihr Tagewerk immer schon ganz früh in den Morgenstunden. Wenn ich morgens auf dem Schulweg unterwegs bin, sollen die herrlich duftenden Brote und Brötchen bereits im Brotkorb des Ladens liegen.

Einmal in der Woche gönne ich mir von meinem Taschengeld auch ein frisches Brötchen. Zwei aufgeschnittene Brötchenhälften mit einem super dicken und zuckersüßen Schokokuss, der einfach mit den Brötchenhälften zusammengedrückt wird, und fertig ist das Pausenbrot. Ein „Negerkussbrötchen“! Lecker!

Mehrmals täglich spaziere ich also an dieser heimischen Backstube vorbei, genieße den herrlichen Backduft und lausche beim Vorbeigehen den typischen Geräuschen der Bäckerei. Einen Blick in das Innere kann ich leider nicht erhaschen, die Fenster sind für mich einfach zu hoch angebracht.

HEUTE habe ich ein kleines Glasfläschchen dabei, welches in meiner rechten Hand auf seinen Einsatz brennt. Einer inneren Eingebung folgend gehe ich nach der letzten Schulstunde auf dem direkten Weg zum Bäcker und warte unter den Fenstern auf die bekannten Geräusche der Backstube. Meine Ohren sind gespitzt, wie bei einem Schäferhund, können aber keine lachenden Stimmen oder das übliche Klappern von Backblechen vernehmen. Die Backstube scheint verwaist, die Bäcker haben bereits Feierabend.

Ein offenes Kipfenster lacht mich förmlich an und meine kleine Kinderfaust bewegt sich wie von Geisterhand zum Wurf. Das Glasfläschchen hinterlässt in der Bäckerei ein leises klirrendes Geräusch und gibt nun seinen Inhalt frei. Ein breites Schmunzeln macht sich auf meinem Gesicht breit, doch im gleichen Moment meldet sich auch schon mein Gewissen! Auwaia! Was habe ich gemacht? Bloß schnell weg hier, bevor mich einer entdeckt!

Zu Hause ist an Hausaufgaben gar nicht mehr zu denken, das schlechte Gewissen plagt mich bis zur Rückkehr meiner Eltern. Eine „Beichte“ bei meinem Paps steht an. Ich rechne mit einem großen Donnerwetter, aber Papa hört sich nur alles an und eine Standpauke bleibt aus, mir völlig unverständlich.

Heimlich folge ich meinem Vater, der den Vorfall mit dem Nachbarn, dem Bäckermeister, klären will. Dieses Gespräch belausche ich, wohl wissend, dass Lauschen auch nicht in Ordnung ist. Doch die Neugierde ist einfach stärker als Vernunft und ein schlechtes Gewissen. Ich möchte wissen, was die Zwei sich für eine Strafe für mich ausdenken. Backstube sauber machen oder den Hof fegen oder Schlimmeres. Doch weit gefehlt, die beiden Männer unterhalten sich und brechen in schallendes Gelächter aus. Mann, ist mir das peinlich.

Wie kommt ein kleines Mädchen wie ich bloß auf die Idee eine Stinkbombe in eine Backstube zu werfen?

Schwimmstunde

In unmittelbarer Nähe eines Schwimmbades zu wohnen, muss nicht zwangsläufig dazu führen, eine leidenschaftliche Schwimmerin zu werden. Als jedoch in Bad Zwischenahn das erste Hallenbad eröffnete, reizte das kühle Nass mich bereits als kleines Mädchen. Ob ich meine Eltern damals mit Fragen nach einem Schwimmkurs genervt habe, kann ich heute gar nicht mehr sagen, aber eines ist sicher: ich durfte an einem der ersten Freischwimmerkurse teilnehmen.

Der damalige Schwimmmeister und seine Helfer haben sich seit dieser Zeit, durch besonders pädagogisches Geschick, tief in meine Erinnerung gegraben.

Mein Schwimmlehrer - der Mann ganz in weiß gekleidet - hat sich das ganze Geschehen im Wasser immer von oben, am Beckenrand stehend angesehen - meist eine Rettungsstange in der Hand für den Fall der Fälle, sollte ein Schwimmanfänger danach greifen müssen. Bevor es in das tiefe Wasser ging, musste die Schwimmtechnik ausreichend gelernt werden. Damals war es noch üblich mit einem Schwimmring um den Bauch zu üben, damit der Allerwerteste,

auch Hintern genannt, an der Wasseroberfläche bleibt. Der Schwimmreifen, ein rundes nach Gummi stinkendes Ding in leuchtendem Rotblau und mit Luft gefüllt, fühlt sich für mich jedes Mal komisch an. Den „herrlichen“ Gummiduft braucht hoffentlich heute keiner mehr zu ertragen.

Mit diesem luftgefüllten Hilfsmittel soll ich heute, in dieser Schwimmstunde, auf das Dreimeterbrett steigen. Ein Fußsprung aus drei Metern Höhe gehört zur Erlangung meines heiß ersehnten Freischwimmers leider dazu. Der Aufstieg - für mich als noch recht kurz gewachsener Mensch - in schwindelnde Höhe eine echte Herausforderung. Zu allem Übel stört mich das blöde Gummiteil beim Erklimmen des Dreimeterbretts. Wieso habe ich den Ring überhaupt dabei, soll der mich in Sicherheit wiegen? Oben angekommen stehe ich nun, die kleine Schwimmschülerin, und wage mich Schritt für Schritt ganz vorsichtig an die Absprungkante des Sprungbretts heran. Der Blick ins Wasser lässt mir das Blut in den Adern erstarren. Die Tiefe des klaren Wassers gibt den Blick bis auf die Bodenfliesen frei. Gefühlte 20 m Tiefe liegen vor mir, ich zögere und traue mich nicht zu springen. Soll ich den Rückwärtsgang einschalten? Plötzlich und unerwartet bekomme ich einen Schubs von hinten und die Frage nach springen oder nicht springen hat sich schwups erledigt. Ich plumpse völlig überrascht und abgelenkt in die Tiefe, der Schwimmring verabschiedet sich und rutscht an meinen Beinen in eine völlig andere Richtung herunter. Dieser unfreiwillige Sprung lässt mich unsanft ins Wasser klatschen. Ich stramble mit Armen und Beinen wie ein hilfloser Hund. Wo bleiben bloß die erlernten Schwimmbewegungen? Irgendwie schaffe ich es prustend und nach Luft schnappend bis an die Wasseroberfläche. Vor mir sehe ich eine rettende Hilfsstange, die mir der Schwimmlehrer bis fast vor die Nase hält. Beim Versuch dieses Rettungsgerät zu ergreifen, wird mir mein Rettungsanker einfach vor der Nase weggezogen. „Was ist das denn für eine Gemeinheit.“ Etwas ungeschickt schaffe ich es, schwimmend bis an den rettenden Beckenrand.

Erst später wird mir bewusst, dass ich heute das erste Mal ohne fremde Hilfsmittel richtig geschwommen bin. Eine etwas ungewöhnliche Art mir das Schwimmen beizubringen, doch seit dieser Zeit ist der Bann gebrochen.

Dem Freischwimmabzeichen steht nichts mehr im Wege und es werden noch viele Schwimmstunden bis hin zur Rettungsschwimmerin folgen.

„Kämpferin“!

Selbstverteidigung aus einer anderen Sicht

Eine Oase der Ruhe ist hier und in mir,
egal wie stark der Alltagslärm um mich
herum ist.

Ich betrete den japanischen
Kulturgarten in Bad Zwischenahn und
wandle unter einem Torii* hindurch,
in eine andere Welt.

Eine ganz eigene Welt liegt vor mir und
öffnet sich für mich. Hier kann ich
meine Seele baumeln lassen, im Gras
sitzen oder liegen, oder entspannt auf
einer bequemen Bank Platz nehmen.

Der Gang über eine kleine Brücke,
über einen imaginären Bach, wird
meine Seele reinigen und ich kann
ganz frei und ungehemmt diesen
Garten betreten.

Eine Glocke wird ihren typischen Klang
hören lassen und ich habe die Chance,
mit meinen Ahnen im Geiste zu
sprechen und meine Sorgen
auszubreiten. An diesem Ort darf ich
ICH sein und mich öffnen. Meine
Gedanken kann ich loslassen, ich lasse
sie fliegen.

Meine Wünsche dürfen sich erfüllen,
meine Sorgen hinterlasse ich im Baum
der Weisheit, sie werden mich nicht
weiter belasten.

Ich fühle den Kies unter meinen Füßen
und wenn ich diesen Garten verlasse
bin ich ein Stückchen stärker und
freier!

** ein japanisches Tor aus Holz*

Ein Ausflug nach Bad Zwischenahn

Anfang der fünfziger Jahre fuhr jeden Tag ein großer Pulk von Schülern mit der Eisenbahn von Bockhorn nach Westerstede. Über die Orte Grabstede, Moorwinkelsdamm, Eggeloge und Linswege, die alle einen Bahnhof hatten, ging es in gemütlichem Tempo durch die schöne Landschaft.

Eines Tages fragte mich eine Freundin, ob ich am Wochenende Lust habe, sie nach Bad Zwischenahn zu begleiten, wo ihre Mutter arbeitet.

Das war schon ein Ereignis, denn meine Geschwister und ich verließen unser Dorf damals nur, um ab und zu unsere Großeltern im zerbombten Wilhelmshaven zu besuchen.

Bei der Ankunft in Bad Zwischenahn stellte ich mit Erstaunen fest, dass unser Ziel das Einraumhaus im „Freilichtmuseum Ammerländer Bauernhaus“ war. Hier hatte die Mutter meiner Freundin, die Töpferin Frau Grosser, ihre Drehscheibe aufgestellt. Vermutlich fing zu dieser Zeit der Tourismus langsam wieder an, so dass man mit Töpferwaren Geld verdienen konnte.

Ich war begeistert von der Vorstellung, dass wir in den Alkoven schlafen würden.

Wir erkundeten die Umgebung und sahen bei der Entstehung von Vasen und Bechern zu.

Gegen Abend richteten wir unsere Betten her, als unerwartet eine Tante meiner Freundin auftauchte. Sie war eine resolute Frau, erzählte viel und kam plötzlich auf die Idee, die alte Feuerstelle auf dem Fußboden wieder in Betrieb zu nehmen. Es sei dann schön warm und man könne auch einen Kessel über das Feuer hängen.

Woher die Tante das Holz nahm, weiß ich nicht. Es war aber offensichtlich feucht, so dass nach kurzer Zeit das ganze Einraumhaus völlig verqualmt war. Wir flohen hustend und mit brennenden Augen nach draußen und setzten uns im Nachthemd auf eine Bank hinter dem Haus.

Es dauerte lange bis der Durchzug den Qualm aus dem Haus trieb. Vielleicht hätte man im Dach eine Klappe öffnen müssen? Ich weiß es nicht.

Es war jedenfalls eine kurze Nacht, die wir in den Alkoven verbrachten.

Marlene Stamerjohanns

Am Tümpel

Auf eines Tümpels flachem Grund
liegt ein Ei, so länglich rund.

Etwas höher am Gebösche
quaken Frösche

langsam gleitet ihr Laich
in den Teich.

Auf des Tümpels Oberschicht
schwimmt ein bleiches Mondgesicht.

Drüber tanzen Silber – Mücken.
Was sie treiben
wenn sie sich an Flügeln reiben
weiß ich: auf dem Mondgesicht
liegen Mücken auf dem Rücken.

An der seichten Ufer – Zone
senkt die Weide ihre Krone
fast bis auf des Tümpels Grund
wo das Ei liegt, länglich rund.

Eben über diese Stelle
sirrte mittags die Libelle
als aus ihrem Muttermund
dieses Ei fiel auf den Grund
vom reich gedeckten Tümpel – Tisch,

wo alles rumschwimmt, außer Fisch.

Fleuchte fort in lichte Sphäre
wo ich auch so gerne wäre.

Noch sitz ich hier auf dem steifen
VW Lupo Autoreifen.

Elsa Kurbjuweit gewidmet...

Edewecht du werdende Stadt,
die allen etwas zu bieten hat.
Hier wurde eine Chance genutzt
Edewecht hat sich herausgeputzt.
Haus der Kontakte für Rheumakranke.
Mit Kassen und Ärzten, so Elsas Gedanke.
Vorbeugen und heilen und sich bewegen,
so bringt es allen Einwohnern Segen.
Wenn die Stadt das Schwimmbad bald renoviert,
hat sie klug und rentabel investiert.
Ist der Bürger gesund, dann blüht und gedeiht auch Arbeit
und Wachstum in geldknapper Zeit.

1990 – 1992

Wie alles begann - wann fing es an?
Am Anfang waren es Träume,
Träume, wo gab es in Edewecht Räume,
Räume für die Rheumaliga, was war denn frei?
Der Bahnhof etwa, die Molkerei?
Raum für Gymnastik, Raum für die Kartei -
Raum für freiwillige Mitarbeiter,

für Klönschnack, für Sorgen und so weiter
nach der Anlaufstelle in der AOK
das erste Büro - Zum Stadion 3A.

1992 - 1998

Ein Raum wird zu klein - nur ein Kranker kann rein -
viel Stress und kein Platz - ja, muss das denn sein?
Manch' ernste Worte musste Elsa sagen -
manch' harte Worte auch ertragen.
Die Liga, die mit 5 Leuten begann,
die wächst auf über 500 Mitglieder an.
Die Aufbauarbeit hat sich gelohnt -
wie schön haben wir in Ungarn gewohnt.
Im Igal gebadet, Ausflüge gemacht -
Feste gefeiert und sehr viel gelacht.
Ein Haus wird frei - Zum Stadion 3.

1998

Die erste helfende Generation
hat viel geleistet, doch sieht sie den Lohn.
Sie sieht, was Gedanke und Kraft erschuf -
die Rheuma-Liga hat einen guten Ruf.
Man fühlt sich geborgen, wohin man auch schaut.
Alles ist so schön aufgebaut.

Gesund sein mit Herz, mobil und aktiv –
Fit auch im Alter und nie mehr passiv.

Dies Haus mit bescheidenem Angesicht
hat neben viel Hoffnung und auch vieles an Licht.

Für die Rheuma-Liga

Ach, was war das eine Plage
ach, die kalten, nassen Tage
in der Luft roch es nach Schnee
und der Zeh der tast schon weh

Und die müden alten Knochen
schmerzten so als wie gebrochen
kam man dann beim Doktor an
mußt' da sehr viel Salbe dran

Heute fragt man, na, wie geht's?
Danke, prächtig, gehe stets
Dienstag zur Wassergymnastik
und Freitag Trockenakrobatik
Rheuma, fragst Du, was ist das?
Rheuma macht doch richtig Spaß —
Rheuma ist doch nicht so schlecht —
Rheuma hat ganz Edeweicht.

Wie Frau Ka erfolgreich versuchte, endlich ihre Geschichte zu erzählen

Nachdem sie, wie an jedem Morgen, die toten Soldaten besucht hatte, setzte sie sich in den Behandlungsstuhl des Ohrenarztes.

Hey ... Du weißt nicht wer Frau Ka ist? Dann frage ein Kind im Dorf. Es wird Dir antworten... „Frau Ka, die mir Brausepulvertüten schenkt ...“

Oder der Dorfpolizist: „Ohh jaaaa, die Ka ... die Frau mit dem suchenden Blick — man findet sie meist jeden Morgen um 9 Uhr auf dem Heldenfriedhof vorne bei den Namenlosen.“

Nun sitzt sie hier, die Frau Ka ... auf dem Drehstuhl.

„Aber wie ist denn das passiert?“ der Arzt schwenkt das helle Lampenlicht ins Dunkel ... „Sie haben auf jeder Seite ein Loch im Trommelfell — ein so genanntes offenes Ohr ...“

„Och ...“ sagt Frau Ka.

„Aber wie ist denn das passiert ...?“ wieder die Frage.

„Och ...“ sagt Frau Ka ... „das eine Loch, das hatte mein Großvater gegraben... genau zwei Meter mal zwei Meter. An einer Wand hatte er ein Brett befestigt ... da konnte man dran runtersteigen, drauf sitzen konnte man auch.“

Das hatte mein Großvater zwischen zwei Bäumen gegraben ... am Rand von der Tonkuhle. 'Das Loch ist für die Kinder und die Mutter' sagte er. Und ein wenig weiter, zwischen den nächsten Bäumen, hatte er das zweite Loch gegraben. Das war genauso groß und auch mit einem Brett. Das hatte er für sich und die Großmutter gegraben.“

„War das im Krieg ...?“ versucht der Doktor zu erfahren.

„... jaaa ... nur kriechen ... wir konnten nur kriechen ... aber vorher hatten wir ein anderes Erdloch ... ganz unten in der Tonkuhle. Da stand eine Baubude ... da konnten wir tagsüber drin spielen.

Das kann man vom Tiefflieger aus sehen, sagte mein Großvater. Wenn er Motorengeräusche hörte, dann sprangen wir sofort in das Loch. Wir Kinder ganz unten ... dann die Mutter ... dann die Großmutter ... und ganz oben ich, sagte der Großvater. Wenn sie schießen, dann treffen sie zuerst mich und ihr könnt überleben ... so machen das die wilden Bienen doch auch hier im Wald, damit nicht das ganze Volk ausgerottet wird, wenn die bösen Waldameisen sie angreifen ..."

„Haben Sie sich erkältet ...“ der Arzt versucht eine Richtung zu finden...

„Ja, ja Weltkrieg ... ich hatte keine Angst vor den bösen Waldameisen ... hab mich nachts immer hoch gehangelt und in der Baubude geschlafen. Einmal nachts da wurde auf die Baubude geschossen ... da war morgens ein Loch in der Decke“

Erneut versucht es der Doktor: „Hat es da ganz laut geknallt?“

„Ja, jaaa ... da war alles Wald ... Laubwald ... die Löcher, die hat er ganz oben am Waldrand gegraben ... unter den Bäumen ... da waren Federbetten drin...“

„Und, haben Sie da ständig im Erdloch gelebt ...?“ vom Doktor wieder ein Versuch.

„Ja, jaaaaa ... die haben alle noch gelebt, die Soldaten. Ich bin immer morgens weggelaufen - in den Wald. Da lagen ganz viele Soldaten ... die lagen alle auf einer weißen Plane mit zwei roten Stoffbahnen drauf - Das Rote Kreuz. Alle Soldaten lagen da. Nur einer, der stand genau in der Mitte - wo die roten Bahnen sich kreuzten ... der stand immer und trug ein Gewehr.

„Du kannst hier aber nicht bleiben' sagte der Soldat mit dem Gewehr ... und dann hab ich mich neben der Plane ins Laub gesetzt. Ein Soldat, der da lag, der war auch verwundet ...“

„Sooo, sooooo ... das ist aber schon lange Geschichte“

„Ja, jaaa ... das ist eine lange Geschichte ...“ sagt Frau Ka. „Weißt du was, sagte der Soldat, ich hab nur ein Bein noch und auch keine Hände ... ich kann mich nur noch ein Viertel bewegen.“ „Das kenne ich schon ... bei uns haben auch Soldaten gelegen, die hab ich verbunden. Glaub mir, das war nicht so schlimm ... die Füße waren noch dran ... ganz bunt.“

„Mach mal meinen Tornister auf und hol da was raus ... das sieht ganz silbrig aus“, sagte der Soldat.

Ich langte nach dem silbrigen, und legte es ihm schnell auf den Bauch. Er hatte nämlich ein kaputtes Hemd an. „Mach es auf ... das ist eine Handtasche ... die hab ich selbst gemacht, aus Offizierslitze ... das soll ein Geschenk sein ... für meine Schwester“. ... Erst als er tief Luft geholt hatte, war seine Stimme wieder da ... „Weißt du,“ sagte der Soldat, „ich habe nämlich eine Schwester, die ist genauso groß wie du... wie alt bist du denn?“ Schon acht - (ganz laut) ... seit ein paar Tagen (ganz leise) sagte ich. Da flüsterte der Soldat: „Meine Schwester wird im März acht ... am achten März wird sie acht Jahre ... und ich wollte ihr die Tasche zum Geburtstag schenken ...“

„Heute haben wir auch den 8. März“ versuchte der Arzt die Gegenwart gegenwärtig zu machen.“

Vergebens ... Frau Ka war weit, war weit weg.

„Eine echte Theatertasche, weißt Du ... ich werde meine Schwester wohl nicht wiedersehen“, flüsterte der Soldat.

„Wieso denn nicht?“

„Ich hab das so im Gefühl ...“ sagte der Soldat ... und: „Weißt du was? Du bist jetzt einfach meine kleine Schwester und ich schenke dir jetzt die Tasche. Du darfst sie aber nicht verlieren ... und auch nicht verschenken ... auch nicht, wenn du groß bist — du musst ganz doll darauf aufpassen, kleine Schwester ... wenn du groß bist, dann kannst du sie mit ins Theater nehmen - eine echte Theatertasche.“

„Ich hab den Soldaten nicht mehr besucht - das war wohl die Angst vor diesem Gefühl, das er hatte.

Ich habe dann immer auf dieser Tasche geschlafen ... im Erdloch ... mit meinen Ohren darauf geschlafen ...“

Und wieder versucht der Arzt es mit dem Heute: „Wenn sie sich operieren lassen, dann kann ich ihnen eine Hörhilfe verschreiben ...“

„Die Tasche verlieren ... neeee, das wollte ich nicht ... soweit sollte es denn doch nicht treiben. Als wir zuhause wieder eine richtige Kammer hatten, da hab ich die Nähte aufgetrennt, und gedacht, wenn da drauf denn 'ne Kerze brennt.“

„Haben sie nie an eine Transplantation gedacht“ - der Arzt versucht es wieder...

„Ja, jaaaa ... man hat ihn wegtransportiert ... und ich weiß nicht wohin ... weiß nicht, was passiert ... mein großer Bruder.

Sofort nach dem Krieg bin ich zur Tonkuhle gelaufen. Da waren rundherum Erdhügel aufgeworfen ... und auf jedem Hügel steckte ein Stock ... und auf jedem Stock befand sich ein Helm. Ein Helm war heruntergefallen ... den hab ich aufgehoben und hab da reingeschaut ... da war innen eine Lederklappe mit einem Druckknopf dran ... unter der Klappe waren Briefe und Karten und Nummern auf Blech.

Ich kriegte die Klappe nicht wieder zu und bin einfach weggelaufen. Da waren noch große Jungs am Waldrand ... ich hab noch mal zurückgeguckt...

ich sah die Papiere herausfallen ... sie wehten über die Erdhügel ... aber ich bin einfach weggelaufen.

Die Soldaten sind umgebettet worden ... ohne Federbetten. Sie liegen auf dem Heldenfriedhof ... Soldaten...

Einige waren noch nicht einmal siebzehn.

Der Doktor versucht es noch einmal: „Mit einer Hörhilfe könnten sie wieder richtig das Leben erleben ...“

„Herr Doktor... ... Sie sind Ohrenarzt, und wirklich ... Sie *haben* ein offenes Ohr ... und mit einer Hörhilfe ... wir haben heute den achten im März - wem sollte ich denn sonst meine Geschichte erzählen?“

Die Stunde ist ungewiss

Post aus Amerika - Anton Bohn, freudig erregt, dass endlich sein Bruder Karl zu Besuch kommen will - zusammen mit seiner Frau Margaret, die er im fernen Land schon vor vielen Jahren geheiratet hat - will diese Neuigkeit seinem Freund, Vadder Meinrenken, überbringen. Die beiden wohnen nicht weit voneinander entfernt. Mit dampfender Pfeife im Mundwinkel und dem Brief in der Joppentasche macht sich Anton am Abend auf den Weg durch das diesige Novembergrau über die holperige Klinkerstraße.

Nach einem langjährigen Amerikaaufenthalt, währenddessen er, Anton Bohn, dort eine Familie gegründet und durch Krankheit Frau und Tochter bald wieder verloren hatte, war er mit seinen beiden Schwestern Marie und Auguste aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten vor ca. 25 Jahren auf den verwaisten Elschen-Hof in Edeweicht zurückgekehrt - mit seinen für das Altenteil gesparten Dollars.

Noch einmal hatte er in seinem Heimatdorf eine junge Frau geheiratet und mit ihr eine Familie gehabt. Frau und Sohn waren ihm durch Krankheit wiederum genommen worden. Nun hatte er nur noch seine inzwischen 22-jährige Tochter, die mit ihm und seinen alten Schwestern auf dem kleinen Hof lebte und arbeitete.

Norma – seine Einzige - hielt er mit allen Fasern seines Herzens fest. Sie fühlte sich von ihm manchmal sehr eingeeengt und war froh, einmal in der Woche ihrem privaten „Altenheim“ entfliehen zu können und im Turnverein mit Gleichaltrigen zusammenzutreffen.

An diesem 3. November übte sie nach getaner Arbeit mit der Jungmädelerie im Gasthof am Markt ein Programm für den LUTUA (Lustiger Turnerabend) ein. Das brachte ihr Freude und Anerkennung, weil sie viele gute Einfälle für die

Festgestaltung hatte. Nach einer halben Stunde Training erschien der Dorfpolizist Tiarks in der Gaststube von Erwin Meyer und ließ Norma aus dem Saal, in dem geübt wurde, herausholen. Bat sie ihren Mantel anzuziehen und begleitete sie nach Hause. Warum sie ihm folgen sollte, sagte er ihr nicht. Natürlich ahnte sie nichts Gutes, hatte jedoch überhaupt keine Idee, was wohl passiert sein könnte, nachdem sie ihre drei Alten vorhin verlassen hatte. Dass Vater noch zu Meinrenkens wollte, wusste sie, und sie fragte den Polizisten, ob mit ihm etwas geschehen sei. Aber Onkel Tiarks in seiner Dienstuniform wand sich wie ein Aal und sie bekam keine Erklärung.

Normas Herz schlug bis zum Hals, als sie durch die Seitentür ins alte Bauernhaus trat, nahm wahr, dass die Tanten beide eine schwarze Schürze umgebunden hatten. Tante Reiners – die Nachbarin – saß in der Küche und forderte Norma mit ernster Miene auf sich zu setzen. Das lehnte sie kategorisch ab, sie wollte endlich wissen was nun eigentlich los war, warum sich alle so geheimnisvoll verhielten. Sehr stark müsse sie jetzt sein, redete Tante Reiners auf sie ein. Endlich sprach ihre Tante Guste, die nach Normas Hand griff, den entscheidenden Satz:

„Vater ist tot“

Auf den Federwagen von Nachbar Dierks gebettet, kehrte der Tote nach Hause zurück. Hier war es inzwischen voll geworden. Nachbarn kamen ihren traurigen Pflichten nach. Den Toten waschen, in seinen besten Anzug kleiden, aus dem ein weißes Vorhemd und weiße Manschetten blitzten, war ihre Aufgabe, solange noch keine Totenstarre eingesetzt hatte. Bei Tischler Harmdierks waren immer diverse Särge verfügbar, von denen nun einer, innen ausgeschlagen mit weißem Satin, das letzte Bett für Anton Bohn wurde.

Norma begriff erst langsam was sie hörte: Kurz vor seinem Ziel, Meinrenkens Haus, war Anton Bohn auf die dunkle Straße gefallen, wo ihn der Polizist gefunden hatte, während er mit seinem Fahrrad noch seine allabendliche Kontrolltour durch das ganze Dorf absolvieren wollte. Als der herbeigerufene Arzt, Dr. Schröder, zu Fuß mit seiner Instrumententasche an die Unglücksstelle kam,

wo inzwischen schon Antons Freund Meinrenken neben ihm kniete, konnte er nur noch den plötzlichen Herztod feststellen. Der Brief des Bruders Karl, der die heftige freudige Erregung oder auch die Erinnerungen an die eigene Zeit in Amerika (wer will das wissen?) ausgelöst hatte, war von Antons Fingern fest umschlossen.

Die Tage darauf waren von Abschiedsbesuchen vieler Menschen geprägt, die den Verstorbenen gekannt und geschätzt hatten. Wortkarg, schwarz gekleidet und mit selbstgemachten Sträußen oder Kränzen standen sie auf der Diele am Sarg und drückten Norma und den Tanten still die Hand, während die Nachbarschaft die Trauernden bei Behördengängen, beim Aufräumen und Saubermachen des Hauses, Essenkochen und Ausschmücken der Diele, wo sich die Gäste zur Trauerandacht versammeln würden, unterstützten. Der Geruch von Tod und Lebensbaum machte sich breit.

Pastor Hansmann kannte die Familie gut. Er versuchte, in seiner Trauerrede am offenen Sarg Trost zu spenden und erzählte aus dem Leben des Toten. Einem Leben, aus dem Tochter Norma so manches zum allerersten Mal hörte, vor allem den Teil, der sich in Amerika abgespielt hatte mit ihrem in dieser Hinsicht sehr fremden Vater. Er, den sie in seinen letzten und ihren ersten 20 Lebensjahren erlebt und erlitten hatte, war der Vater, der sie nicht ziehen lassen, der sie nicht den heißersehten Lehrerinnenberuf ergreifen lassen wollte, der den Freund, den sie erwählt hatte, rigoros ablehnte, mit glänzenden Augen von ihr als seiner Einzigen sprach und sie damit an sich kettete. Er, der sie jetzt alleingelassen hatte mit zwei alten, unverheirateten Tanten, einem Stall voll Vieh, einer Handvoll Pächtern, die das zum Hof gehörende Land beackerten, allein mit Rechnungen und Zukunftsängsten.

Diese Gedanken füllten jetzt die Leere der vergangenen Tage. Jetzt, nachdem der Deckel des schweren Eichensarges geschlossen war und bedeckt mit Zweigen und ein paar wenigen Spätherbstblumen von sechs schwarz bemäntelten Sargträgern die lange, frisch geharkte Auffahrt zum bereitstehenden Leichenwagen getragen wurde. Die beiden schwarzen Pferde mit Scheuklappen

und schwarzen Decken auf dem Rücken zogen den lackierten Wagen mit den kunstvoll verzierten Fenstern und dem glänzenden Engel mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Wagendach durch das ganze Dorf zum Friedhof. Die Trauergemeinde folgte mit gemessenen Schritten, Norma mit ihren Tanten in der ersten Reihe. Hinabgelassen in die Tiefe der Grube warf jeder nach der Grabrede und dem Segen des Pastors drei Handvoll Erde auf den dumpf widerhallenden Sarg. Nochmal wurden still die Hände der Angehörigen geschüttelt.

Im Trauerhaus hatten die Nachbarn für eine heiße Hühnersuppe und Butterkuchen für die nach dem Begräbnis zurückkehrende Verwandtschaft gesorgt. Unter dem Einfluss von mehreren Kurzen aus dem braunen Steinhägerkrug löste sich die gedrückte Stimmung langsam. Der leere Leichenwagen wurde von den Pferden zum nahe gelegenen Wirtshaus gezogen, wo die Totengräber und ein Rest der Trauergemeinde die Leiche und die Trauer bei einigen schnell heruntergekippten Schnäpsen bald vergaßen und laut singend: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage...“ auf wackligen Beinen aus dem Gasthaus schwankten, die Pferde in ihren Stall und den Leichenwagen in seinen Unterschlag brachten.

„Dat Fell versupen“ gehörte zum dörflichen Ritual.

Zur Beerdigung waren Karl und Margaret nicht rechtzeitig in Deutschland. Als sie in froher Erwartung das Schiff, das sie über den großen Teich gebracht hatte, verließen, lag im Hafen bereits die Todesnachricht. Das traurige Wiedersehen mit der alten Heimat war auch ein Wiedersehen mit dem alten Grab, in dem seit 1622 die Generationen der Vorfahren ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Dort schmückten und bedeckten nun die meist selbstgebundenen Kränze von Verwandten und Nachbarn sowie die beim Gärtner bestellten, beschleiften Exemplare der Gemeindevertretung, des Gesangs- und Turnvereins den frischen Grabhügel des Bruders. Im zu Ende gehenden Jahr der Machtergreifung 1933 verließen sie nach einigen Wochen der gemeinsamen Trauer und Regelung von offiziellen Angelegenheiten das braun gewordene Ammerland. Normas Onkel und die amerikanische Tante kehrten zurück in ihre Wahlheimat, nach Amerika. Es wurde sehr still im Haus.

Norma als Alleinerbin des 18-Hektar-Hofes, stand nun unvorbereitet vor völlig neuen Aufgaben. Sie wurde Verwalterin und Altenpflegerin, Bäuerin und Magd in einer Person. Das lange erste Jahr trug sie tiefschwarze Trauerkleidung, von der Kittelschürze über Schuhe und Strümpfe bis zum Sonntagskleid, Hut und Mantel, wie schon beim Tod von Mutter und Bruder in früheren Jahren. Große Sehnsucht nach einem freien, bunten Leben trug die junge Frau – begehrte Heiratskandidatin für so manchen zweitgeborenen Bauernsohn, der nach dem Erbhofgesetz leer ausging – im Herzen.
Ihr Pflichtgefühl ließ sie bleiben.

Es begab sich aber zu der Zeit ...

...als die Bomben auf die deutschen Städte fielen, die Häuser verdunkelt werden mussten und es trotz allem wieder Weihnachten wurde – schon das vierte Mal seit Kriegsausbruch.

Wünsche hatten wir Kinder viele, viele, viele. Man hatte uns ja erzählt von den Vorkriegs-Weihnachten. Im Nesthäkchen-Buch war beschrieben und auf meinem einzigen, wohl gehüteten Glanzbildchen abgebildet, wie wunderschön das Weihnachtszimmer mit deckenhohem Tannenbaum, glänzend geschmückt mit bunten Kugeln, Vögelchen mit Seidenschwänzen, Lametta und Kerzen an jedem Zweigende strahlte. Die großen und kleinen Päckchen unter dem Baum, Puppenwagen und Schaukelpferd zeugten vom Überfluss. Keine Frage, dass in solchen Zimmern an langen, festlich gedeckten Tischen die ganze Familie vor der Bescherung die köstlichsten Speisen zu sich nahm.

Kartoffelsalat mit Würstchen war das absolute Heiligabend-Festessen bei uns. Mit meiner Mutter sangen mein Bruder und ich Weihnachtslieder und sagten Gedichte auf, um den Weihnachtsmann mit seinem Geschenkesack gnädig zu stimmen und keine Rute zu bekommen. Wenn wir unserem Soldaten-Papa-Bild „Fröhliche

Weihnachten“ wünschten, musste Mama schlucken und wischte sich das tränennasse Gesicht ab.

Endlich Bescherung! – Der Weihnachtsmann polterte auf der Diele, aber wie schnell wir auch die Stubentür aufstießen, wir bekamen ihn nie zu sehen. Ein bunter Teller mit Leckereien war für jeden da. Meine Puppe, die seit Nikolaus verschwunden gewesen war, hatte ein neues Kleid bekommen. Das Schaukelpferd meines Bruders war vom Schimmel zum Rappen mutiert, und ihm war ein langer, weißer Schweif gewachsen. Ein Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel lag für die ganze Familie bereit. Es wurde gespielt, gemogelt, geheult, getröstet, bis wir todmüde mitsamt unseren Schätzen ins Bett fielen, das mit im Backofen gewärmten, in Zeitungspapier gewickeltem Backstein schön mollig auf uns wartete.

Kirchgang, Weihnachtsgeschichte, christliche Lieder: „no“. In der Zeit hörte ich davon nichts, auch oder erst recht nicht im Kindergarten. Unser Favoriten-Weihnachtslied hieß „Hohe Nacht der klaren Sterne, die wie weite Brücken stehn....“.

Auf die Sterne war Verlass, auch nach Weihnachten. Still standen sie am Himmelszelt und blieben auch noch dort, wenn Phosphorregen die Nacht erhellte und Alarmsirenen feindliche Bomber ankündigten, die ihre Fracht auch in unserem kleinen Dorf verloren.

Holfers Anna

In use Naberschup in dat oole Erwech mit Klinkerstroot und Schloot dornäben, geew dat een Buurnhoff mit allens, wat domols dortohörde: alle Oarten van Veehtüch, Weiden un Ackerland. Vadder, Mudder, dree schnödderige Jungs un Opa wohnden in dat Huus. Arbeit geew dat för de Grooden den ganzen Dag in'n Stall un up'n Land.

To disse Familie gehörde noch wat Besünners: de fuule Holfers Anna. Se har ehr egen Riek in'n Höhnerstall. At Öllste haar ehr eigentlich de Hoff tostohn. Dordör

weer se fröher ne goode Partie för minnicheen Buurnjung ween, de na dat „Erbhofgesetz“ nix to arben har. Ower denn keem no lange John doch noch een Stammhalter, de denn den Hoff kreech un nu Buur weer.

As wie inne Kriechs- un Nokriechs Jahren mit use Naberskinner up'n Hoff buten un binnen speelten, weer Anna ne ohle, verbiesterte Tante, de bloß dumm Tüch van sick gäw, de stikum öwerall ümme Eck schulte un us verjogde mit ehrn ständigen Begleiter ut betere Dagen, so'n olen löckerigen Vosspez mit Kopp, Steert un Poten, de dor schlapp an rünnerbummelten. Mit ehr grauert, tusseliget Hoar sech se meist ut as'n olle Hex.

Us Kinner full ümmer wat in, wo wie ehr mit tagen kunn'n, un wiel wie mitkreegen, dat de Buur se minnichmol van sein Hoff jogde, wenn se de Arbeit ut'n Weg gung, meenten wie, dat wie ok dat Recht harn, disse dörgedreihete Froo, de ümmer an't Schimpen weer, to fragen un to tagen, wenn se ankäm: „töv is ähm...“

Up eene Sook keem Anna ümmer woller trög. Foken jaulde se: „Har'ick domols den Bölts man heiro, denn har'ick nu Kinner hatt“. „Worum häs dat denn nich doon, du Döskopp“? „Och, de haar ganz schewe Been“. Wie kunn'n us gor nich vörstellen, dat een örnlichen Kirl disse tüdelige Fro har heiroten wullt. Mitkreegen har'n wie woll mol, dat se fröher inne School ganz good har leern kunnt, ne ganz plietsche Deern ween weer.

As se mol woller öwer de Stroat flutterte, un wie leepen ehr öwer'n Weg, klogde se van vörn: „Har'ick den Bölts man heiro, denn har'ick nu Kinner hatt“. „Jo Anna, dat häs us all mol vertellt, worum häs üm denn nich heiro, wenn he di unbedingt hebben wull“ „Och nee, de har ganz schewe Been“ „ha, ha, ha“, lachden wie ehr ut un wulln us gau ut'n Stoff moaken. Ower se leep achter us an „töv is ähm...“, un ehr Gesicht weer trorig, as wie nochmol stoppten un us vertellen leeten:

„Ick weer mol bi de Bölts to Besök. De haarn 'n Katt, de weer ganz moger, un dor hew ick mie öwerlegt: wenn de Katt bi de nix to freten krich, denn schall ick ok woll nix kriegen“.

Nu har ick reinweg Mitleed mit Anna. Drög Brot eeten möten, wenn annere sick dor dick Botter upsmeerten un mi tokieken leeten, dat har ick mit miene acht Johnn ok all beleevt.

Wiel Kirls dat to sägen hewt, mööt Deerns uppassen, dat se'n Kirl afkriecht, de dat good mit eer meent. Ick hew mi van den Dag an veel Gedanken moakt, wer ut us Dörp woll för mi in Frog komen kunn. Ower us Mama meen, mit Heiroten haar ick woll noch 10 Jahr Tied, un ick schull man up den Richtigen töven.

Krieg inne Heimat

Jo, Öllern haar ick: KRIEGSÖLLERN

Mien Papa stunn inne Stuuw op us Büfee. Mit'n krecke Uniform mit Schullerklappen un'n Stahlhelm up'n Kopp keek düsse Süldat ut sien sülvern Rahm'n. Abens, wenn mien Broer un ick nah'n Bett gungn, säen wie üm „goode Nach“, un an jeden Sünndachmorn wünschen wie üm een „fröhlichen Sünndach“. Ok use Mama begröten wi mit düssen Snack, wenn wie jeder an eene Siet Sünndachsmorns ünner ehre Deek krupen dröwen. Meisttieds kreegen wi us doröwer inne Futten, no wecke Siet use Mama sick länger hendreiht har. Denn wur Mama richtig vergrellt un wie flogen beide furts ut ehr Bett un mösen us antrecken. In disse Stimmung klung dat teemlich bedröppelt, wenn ick dat Bild van Papa „fröhlichen Sünndach“ toflüstern deer. Na ja, Papa keek mi dorbi ja sowieso nich an un antern kunn he mi uk nienich. Dat dee he blots, wenn he mol'n por Dog up Urlaub weer....

Düsse lebendige Papa, de anners bi de Süldaten in Norwägen brükt wur, dat weer mehr so'n fremden Kirl, üm den sick allens dreihde, sobald he eenmol in't Jahr bi us in'n Huus ankeem. Mama haar denn noch weniger Tied för us Kinner as anners. Dat Schlimmste weer ower: Papa haar't nu ok mit to seggen. Wie haarn twee Erwussene to pareern, un maakden in een Tour wat verkehrt. Denn leeten

se us inne Eck stahn oder dat wur nich mehr mit us snackt - de allerschlimmste Straf för mi! - Haarn düsse Öllern ehre Kinner öwerhaupt leev? - Besünners troorig weer ick jedenfalls nich, wenn Papa siene Uniform woller antruk un mit blankputzde Stewels un Proviant ut use Spieskomer - wor sowieso nich alltoveel binnen weer – no'n Bahnhof brocht wur.

Mama haar van morgns bet Abns drock to daan up ehre lüttje Landstee. Buurnhoff kunn man dortoo nich sägen. Üm dat ole Reithus rüm geew dat'n groden Goard, in'n Stall quiekte'n Swien, dat fett weern schull van Melde un anner Grööntüch, dat wie plücken mösen an' Rand van us riesengroden Kartuffelacker up'n Esch achter us Huus. Poor Höhner mit'n Hohn leepen ok in'n Hoff. Jeden Dag dreemol geew dat Eeten. Morgns fung dat an mit Mөлksopp mit krüselige Huut bobenup, de ick up'n Dood nich much. Middageeten weer meisttieds Dörnannerkookded, un de Broatkartuffeln toon Abenbrod, de ick eenlich woll much, wurn in Rindertalg brun broad, de an'n Guum fastbackde, sobold de'n beeten afköhlt weer. - Ijassesnä! - Wat up'n Teller keem, wur eeten, ok wenn dat lang nich ümmer mien Gesmack weer. Dor gung dat nich no in düsse magern Kriegsjahrn.

Dat meiste, wat use Koopmann to verköpen haar, geew dat blots up Marken: Zucker, Nährmiddels (dat weern Ries un Makkaroni, Gries, Mähl un sowatt) un Fettigkeiten. För allens snibbelden de Verkööpers wat van de Lävensmiddelkorten af. Man de Todeelungen weern tämlich knapp. Schlickerkram gäv dat garnich, wenn man Glück haar, ganz selten mal wükklich feine sülwsgemakte Karamellbonschen. Hm, lecker! - Wat haar ick ok geern mal satt Swaartbrot mit dick Botter hard. - Wie haarn ne Tietlang Inquartierung bi us in'n Huus. Düsse Offzier eet siene Mohltieden an usen Köökendisch. Ick sech, dat he sick van'n Halfpundstück goode Botter rejelle Schiewen afschnien dee un up sien Brod packde, dich an dich. Mein Gott, weer ick neidisch up sökse üppigen Rationen! Van sowat kunn ick man blots drööm'n.....

Inne Adventstied 1943, bi dat Lücht van use eenzige Kerz - Strom weer afschalt, so as meist an jeden fröhen Abnd wenn't düster wurd - luster ick Mama to. Se vertelde, wat man vör'n Krieg all haar köpen kunnt. Mi leep dat Water in'n Mund

tohoop bi den Gedanken an Schuckelade, Pralins, Appelsinen, Rosinen un an goode Botter, Zucker un Eier satt...! Dor schoot mi dat dör'n Kopp: Wenn ick nu use Lävensmiddelkorten all tohoop ganz alleen för mi haar, denn kreeg ick woll genug tosamen för ganz veel Leckerkroam. Man dor har ick wat seggt! Of mi dat denn nix utmoken deer, dat de annern denn nix harn? Nä, meen ick, ick wür denn ok uttrecken. Allein weer ick sowieso ganz faken un keem dor uk good mit trecht. Papa weer wech bi de Südaten, Mama haar van morgns bet abns Arbeit, un mit mien lüttjen Broar kunn ick mi meist nich verdrägen. Mit 3 Lävensmiddelkorten för mi alleen schull mi dat woll good gahn.

So'ne undankbare freche Deern wull mien Mudder nicht hebben. Se kreeg mi ohn Abndbrot nah'n Bett. Ick kunn woll merken, dat se nich blots argerlich man ok bedrööwd weer. Ick kreeg kien'n Söten mehr, un dat wur ok kien Wurt mehr mit mi snackt. Wat haar ick nu eenlich utfreeten? So richtig schullich keem ick mi gar nich vör! Noch'n ganze Tied blaarde ick in mien Koppküssen. Annern Morgn - Sünndach - leeg mien Broar alleen mit Mama in'n Bett to smusen. Se snackde mit üm ganz liesen öwer siene egoistische Süster, de uttrecken un mit de ganzen Lävensmiddelmarken alleen inne Welt rümloopen wull. De Jung - ers veer Johr old – weer'n Mamakeek. He wull up jeden Fall bi ehr blieven bet he groot weer. Nu kunn ick mi ers rech wat schoam'n. Bien Fröhstück leepen mi de dicken Tronen de Backen dol, as ick van mien Brot mit upgekratzde Magarinbotter un Sirup afbeet un nah dat Papabild schielde. Wat de up'n Sünndachmorgen woll in Norwägen to'n Fröhstück kreeg?

In'n Januar freide ick mi up mien sösten Geburtsdag. Up mien Geburtsdagsdich leegen de wunnerboarsten Geschenken, de ick in mien ganzed Läwen kreegen hew: Halfpundstück goode Botter - ganz alleen blots för mi! - Un'n Paket ut Norwägen mit'n warmen Muff ut wittet Knichenfell!

Ick weer seelich! Man nu blaarde mien Broar: „...un ick krieche gornix...“
Of use Kriegsöllern sick woll mal wünscht hewwt, dat se goarkien Kinner hat haarn?

Stefanie Wempe

Brief von Bobby

Hallo liebes Frauchen,

sicher wirst Du Dich wundern, dass Du heute Post von mir bekommst, aber ich finde, es ist an der Zeit Danke zu sagen und eine Bitte an Dich los zu werden.

Ich möchte mich bei Dir erstmal dafür bedanken, dass Du mich vor 15 Jahren, als ich noch ein Baby war, bei Dir aufgenommen hast. Du hast mich einfach mitgenommen von der kalten Autobahn-Raststätte, an der man mich zurückgelassen hatte, weil ich wohl doch nicht das richtige Weihnachtsgeschenk war. Auf den Namen Bobby hast Du mich getauft und mir fortan den Hundehimmel auf Erden bereitet. Du hast mir beigebracht, wie ich stubenrein werde, wie ich Stöckchen hole und das Wichtigste, Du hast mir gezeigt, wie es ist geliebt zu werden.

Gerne denke ich an unsere unzähligen Spaziergänge durch den Wald bei jedem Wetter zurück. Zum Beispiel, wie wir im Herbst durchs Laub getobt sind, im Winter durch den Schnee, im Frühling Verstecken gespielt haben oder im Sommer zusammen im Waldsee geschwommen sind, das war immer sehr schön.

Weißt Du noch, wie wir den kleinen Finger gefunden haben und uns zu Tode erschrecken, weil wir beide im ersten Moment an etwas ganz Schreckliches dachten? Mir läuft es noch heute kalt den Rücken runter, wenn ich daran denke. Aber zum Glück habe ich ja dann ein paar Meter weiter die rote Zipfelmütze des zertrümmerten Gartenzwergs entdeckt, zu dem auch Gott sei Dank der Finger gehörte. Puh, selbst die Erleichterung spüre ich jetzt noch.

Auch erinnere ich mich gerne an all die schönen Urlaubsreisen, auf die ich Dich immer begleiten durfte. Die Wanderung zum Harzer Brocken hat mir sehr gut

gefallen, der Radurlaub an der Schlei war wundervoll und auch der Urlaub am Hundestrand auf Wangerooge war super und, und, und. Ich könnte noch Stunden erzählen. Vielen Dank für alle diese schönen Erlebnisse.

Danke auch für all das Geld, was Du in meine Gesundheit investiert hast. Sei es die vielen Tierarztbesuche oder auch die vielen Medikamente, die jetzt durch meine furchtbare Erkrankung notwendig geworden sind. Damit bin ich dann auch bei meiner Bitte angelangt. Es geht mir sehr schlecht. Der Hundekrebs zerfrisst mich von innen, ich habe viel Schmerzen und bin zu altersschwach um weiter dagegen anzukämpfen, immerhin bin ich mit meinen 15 Hundejahren ja schon ein Joopi Heesters unter den Hunden. Bei uns Tieren ist die Sterbehilfe zum Glück ja nicht verboten, deshalb bitte ich Dich darum, mich bei dem nächsten Tierarztbesuch einschläfern zu lassen und mich so von meinem Leid zu erlösen. Ich weiß, es wird Dir sehr schwer fallen und ich werde Dich auch sehr vermissen. Aber glaube mir, es ist besser so.

Des Weiteren bitte ich Dich nicht allzu sehr um mich zu trauern, sondern sei lieber dankbar für die schöne Zeit, die wir zusammen haben durften. Bitte bleibe nicht lange alleine, sondern ermögliche es einem meiner Artgenossen bei Dir zu leben und so glücklich zu werden, wie ich es bei Dir war.

Vielen Dank für Dein Verständnis, liebes Frauchen, und danke für alles, was Du für mich getan hast. Es war für mich wirklich der Hundehimmel auf Erden. Ein besseres Frauchen hätte ich mir nicht wünschen können.

Lebe wohl!

In ewiger Liebe und Dankbarkeit Dein

Bobby

PS: Ich werde vom Hundehimmel aus immer ein Auge auf Dich haben.

Das Sommergewitter

Mit einem lauten Knall schlug ich die Tür hinter mir zu. Ständig diese unnützen Streitereien mit meinem Mann. Ich wollte einfach nur noch weg. Weg von ihm und von dem elenden Streit, der sich wieder mal um seine grundlose Eifersucht drehte. Keinen Schritt konnte ich tun, ohne ihm Rechenschaft ablegen zu müssen. Wütend rannte ich raus, wo mir das Waschküchenwetter des heißen, schwülen Tages entgegenschlug. Planlos lief ich los. Durch das Wäldchen hinter unserem Haus, über die Felder, weiter und immer weiter. Die Wut ließ mich laufen. Als ich stehen blieb, um mich zu verschlaufen und die Orientierung wiederzuerlangen, stellte ich fest, dass sich der Himmel gefährlich verdunkelt hatte und es schon merklich kühler geworden war. In Kürze würden sich die Sommergewitter entladen, vor denen im Wetterbericht gewarnt wurde und ich stand schutzlos da, mitten auf einem Feldweg, nur mit meinem dünnen Sommerkleid ohne Jacke.

Ich überlegte kurz was ich tun sollte. Moment, hier ganz in der Nähe war doch die alte Scheune, in der ich früher immer mit Freunden Verstecken gespielt hatte. Also lief ich, so schnell mich meine Füße tragen konnten, in Richtung Scheune. Ich hatte Glück, sie war nicht verschlossen. Kaum drinnen, zuckten auch schon die ersten Blitze am jetzt fast schwarzen Himmel und auch der grollende Donner ließ nicht lange auf sich warten. Das Gewitter war nicht mehr weit weg.

Erschöpft ließ ich mich ins Heu sinken. Traurig dachte ich über unsere Ehe nach, die eigentlich nur noch auf dem Papier bestand und total lieblos geworden war. Zärtlichkeiten gab es von ihm schon lange nicht mehr, nur noch Wutausbrüche, die mir schwer zu schaffen machten. Meine Versuche vernünftig mit ihm zu reden, scheiterten ein ums andere Mal. Vielleicht war die Scheidung doch der einzig richtige Weg für mich?

Draußen hörte ich den einsetzenden Regen. Es blitzte und donnerte jetzt zeitgleich. Das Gewitter war direkt über mir. Fröstelnd zog ich die Beine an, als sich plötzlich das Scheunentor öffnete und ein Mann eintrat. „Oh, hallo. Bin ich doch nicht alleine vor dem Gewitter hierher geflohen?“ Er lächelte mich an. „Hallo.

Nein, auch ich habe hier Schutz gesucht,“ entgegnete ich. Obwohl ich ihn nicht kannte, war er mir irgendwie vertraut und so sprudelte es auch nur so aus mir heraus, als er mich fragte, ob ich allein wegen des Wetters so traurig wäre. Ich erzählte ihm alles über meine kaputte Ehe, der grundlosen Eifersucht und den Wutausbrüchen meines Mannes. Er hörte einfach nur zu und als ich geendet hatte, nahm er mich wortlos in seine Arme und begann mich zärtlich zu streicheln. Meine Sehnsucht nach Zärtlichkeit war so groß, dass ich mich nicht mal wehrte, als er gleichzeitig begann mich zu küssen und mein Kleid aufzuknöpfen.

Auf einmal gab es einen ohrenbetäubenden Donnerknall und ich schreckte hoch. Aber, was war das? Ich saß alleine in meinem Bett und draußen tobte das Sommergewitter. Ich begann mich zu erinnern. Es war der Tag nach meiner Scheidung. Ich war in meine neue Wohnung gezogen und weil mir das Wetter so zu schaffen gemacht hatte, hatte ich mich für kurze Zeit aufs Bett gelegt und war eingeschlafen. Alles nur geträumt - der Streit, der Spaziergang, der unfreiwillig in der Scheune endete und der fremde Mann. Das Einzige, was real war, war das Sommergewitter und meine Sehnsucht nach Zärtlichkeit.

Freundinnen im Ammerland

- Der wahre Freund erträgt dich wie du bist -

Bei diesem Spruch fielen mir spontan meine beiden besten Freundinnen Anja und Kerstin ein. Die beiden, die mich während meines allerersten Liebeskummers nach der Trennung von meinem ersten Freund Tim ertragen mussten.

Anja, die von Tim spät abends angerufen wurde, weil er nach einer heftigen Auseinandersetzung zwischen uns Angst hatte, ich könnte mir etwas antun. Anja kam um nach mir zu schauen und mit mir zu leiden. Denn mit der Trennung von Tim und mir hatten sich nicht nur Freunde von ihr und ihrem Mann Michael getrennt, sondern auch ihre Trauzeugen. Das vierblättrige Kleeblatt gab es nicht mehr! Und dass Tim sofort im Anschluss mit unserer Freundin Tanja zusammen

war, machte die Sache für Anja nicht leichter. Im Gegenteil, sie stand zwischen allen Fronten. Aber sie war immer für mich da und litt mit. Selbst als Anja und ihr Michael beruflich in die Nähe von Wiesbaden zogen, hatte sie immer ein offenes Ohr für mich und das, obwohl sie sich beruflich neu orientieren musste und schreckliches Heimweh nach Norddeutschland hatte.

Auch meine Freundin Kerstin musste in dieser Zeit viele Tränen ertragen und war immer da. Aber Kerstin hat mir noch viel mehr Stärke und Freundschaft entgegengebracht, als ich es je für möglich gehalten hätte. Aber dazu muss ich kurz ausholen.

Kerstin und ich sind seit fast 30 Jahren befreundet und es gab Zeiten, da haben wir uns jeden Tag nach der Schule getroffen. Entweder bei mir zuhause oder bei ihr. Und so kam es, dass ihre Familie auch meine Familie war und umgekehrt.

Im Jahr 2006 erkrankte Kerstins Mama Irmgard nach zwölf Jahren wieder an Krebs und ging daran elendig zu Grunde. Da Irmgard im Laufe der Jahre für mich auch fast wie eine Mutter geworden war, ging es mir während dieser Zeit genau so schlecht wie Kerstin selbst. Und als Irmgard starb und ich hätte Kerstin stärkend zur Seite stehen sollen, war es umgekehrt. Kerstin gab mir Kraft. Sie hat mir vermitteln können, dass ich den Tod ihrer Mama so hinnehmen sollte wie sie, als das, was er letztendlich war: Für Irmgard die Erlösung nach dem hoffungslosen Kampf gegen den heimtückischen Krebs.

Das hat mir erstens sehr geholfen und zweitens sehr imponiert. Sie hat meine volle Hochachtung und ich bin immer wieder dankbar, zwei so supertolle Freundinnen wie Kerstin und Anja zu haben, die selbst dann noch für mich da sind, wenn es ihnen selbst schlecht geht.

Am Sonntag?

Es ist Sonntag. Maus hat sich schon fein gemacht. Nun ist es soweit. Maus will mit mir in die Kirche, heute ist Erntedank, „Komm Maus, hüpf in meine Manteltasche, da bleibst du drin, bis wir wieder zu Hause sind!“ „Ein wenig rausgucken muss ich aber, nur die Orgel hören, den Chor, die Andacht lauschen ist mir zu wenig. Ich muss doch sehen wo ich bin. Ich weiß schon, am Erntedank ist die Kirche geschmückt, mit Erntekrone, Blumen, Obst und Gemüse, da gibt es was für dich zum Knabbern.“ „Aber wag es nicht. Ich möchte dir noch was sagen, in der Kirche wohnt die Kirchenmaus, die ist schon ganz alt, über 950 Jahre, die mag dich nicht, das weiß ich von vielen Erzählungen. Sie ist alt, weise und manchmal ein bisschen komisch. Also benimm dich!“ „So, so ich zeig dir, dass ich alles richtig mache!“

Auf dem Nachhauseweg singt Maus laut vor sich hin. „Na, hast dir alles so vorgestellt?“ - „Es war wunderschön, das eine Lied, was ihr gesungen habt, geht mir nicht aus dem Kopf. Das heißt so: Herr deine Güte recht so weit, so weit der Himmel reicht und deine Wahrheit und deine Wahrheit so weit die Wolken gehen.“ „Genau, ein Ohrwurm auch für mich. So nun ist aber gut, wir sind zu Hause. Du läufst in den Garten, und ich will zu Mittag noch was Kochen. Maus dich nimm ich noch mal mit, hast gut gemacht. Tschüß.“

Eine kleine Zeitreise

Wo ist bloß unsere Maus, ich ruf sie jetzt mal, „hallo Maus, bist du zu hause?“ „Hier bin ich, ist kalt heute, was ist los?“ „Ich habe Zeit und möchte mich mit dir unterhalten“, „ heute hier draußen?“ „Nein, darfst reinkommen, wir sind allein“, „toll, das mag ich.“ Setz dich zu mir, wir machen es uns gemütlich, ich erzähl dir mal wie ich aufgewachsen bin und wo geboren.

Es ist keine gute Zeit, ist Krieg 1944 mein Vater ist Soldat, meine Mutter mit meinem Bruder und mir allein, wohnen in Ohrwege. Soldaten wollen den Flugplatz in Rostrup erobern, kommen aus Edeweicht, durch Ohrwege wo wir wohnen, alle müssen flüchten in`s Moor, kommen nach vielen Tagen nach hause, alles haben die Soldaten kaputt gemacht, ich bin krank, lange im Krankenhaus, bis zum Kriegsende, aber dann hatte ich eine sehr schöne Kindheit. Wir Kinder auch einige Nachbarskinder hatten eine tolle Oma, hat uns was zum Anziehen genäht, konnte Stofftiere nähen, durften beim Bauern gegenüber mit helfen, auch ein kleines Brot backen, was dann mit in den großen Backofen geschoben wurde. Meine erste Fahrradfahrt, ganz toll war das, wohin? Um`s Zwischenahner Meer, waren viele Segelschiffe zu sehen. Unsere Familienbilder wurden immer in Zwischenahn bei von Oven gemacht. Übrigens alle Geschwister meines Vaters wohnten in oder um Zwischenahn. Die Geburtstrage der Tanten und Onkel wurden groß gefeiert, wir Kinder kamen immer mit. Ein Onkel wohnte in der Viehverwertung, da wurde Vieh gekauft und verkauft. So viele Kühe auf einmal in einem Stall hatte ich noch nie gesehen. 1952 sind wir aus Ohrwege wegezogen, meine Mutter hatte einen kleinen Bauernhof geerbt. Der Bezug zu Zwischenahn ist bis Heute allgegenwärtig.

Viele Jahre schon ist es Tradition bei sommerlicher Wärme, eine Fahrradtour nach Zwischenahn, dann sitz ich gern am Wasser auf der Bank und Träume, aber nicht lange, hier ist was los, kommen viele Besucher, werde gefragt, „sind sie auch zur Kur?“ Nein, wohne hier, dann heißt es, wir suchen ein Haus in Zwischenahn, wollen hier herziehen, es ist so schön hier. Was denke ich dann? Auch viele andere Menschen möchten hier her, oder sind schon da, der Ort ist einfach beliebt, werden es etwa zu viele? Maus was meinst du?, du sagst ja nichts“, „es ist gut, einfach mal zuzuhören, und das nächste mal, wenn du wieder in die Richtung willst möchte ich mit, du weißt ja, ich bin ganz leise dann und keiner sieht und hört mich, haben wir doch schon probiert, bitte bitte.“ So kann sich ein Gespräch mit Maus anhören, Kennst du auch so was?

Gerda Wordtmann

100 Jahre Frauen im Ammerland

Die Erinnerungen bleiben stehen, aber das Leben geht weiter...

Der 2. Weltkrieg ist ausgebrochen. Der Krieg tobt auch im Ammerland. Sie heißt Anna und ist 31 Jahre alt.

Anna, erzähle uns aus Deinem Leben, wie war das damals? „Wann damals?“ fragt sie. „Meint ihr im Krieg? Das könnt ihr euch nicht vorstellen.“ Nachdenklich sitzt sie in ihrer Sofaecke. Ich sehe, wie die Erinnerungen und die Bilder an diese Zeit, ihr im Gesicht stehen. „Zwei kleine Kinder“, sagt sie leise, „Oma Meta nach ihrem überstandenen Schlaganfall und Opa Wilhelm ein alter Mann“.

„Die Landwirtschaft mit der Imkerei - und Otto!“ Sie atmet tief: „Otto ist bei der Wehrmacht auf Helgoland stationiert.“ Annas Stimme wird lebhafter: „Für Oma Meta hatte ich Hilfe. Schwester Hermine war Gemeindeschwester in Edeweicht. Sie wohnte im Spritzenhaus. Jeden Morgen ist sie mit dem Fahrrad gekommen. Die Porzellanwaschschüssel, warmes Wasser im Krug, ein Handtuch und ein Stück Seife auf einem kleinen Teller standen parat. Eines Tages - Oma Meta sitzt in ihrem Lehnstuhl, sie will Torf nachlegen in den Stubenofen - da kriegt sie ihren 2. Schlaganfall und fällt auf die geöffnete Ofentür.“

Der Tod von Oma Meta, Otto's Mutter, war Anlass genug, um nach Hause fahren zu können. Otto kommt 2 Tage nach Hause zur Beerdigung seiner Mutter. Trotzdem ist die Freude für uns beide unendlich groß. Für die beiden kleinen Kinder ist Otto ein fremder Mann in Uniform. Anna wird sehr nachdenklich. Wir trinken erst eine Tasse Tee, dann erzählt Anna weiter.

„Im Hause Wordtmann trifft ein Wehrmacht-Tross ein. Männer in Uniform erkundigen sich, wie ich mit der vielen Arbeit zurechtkomme! Dann gehen diese

Männer in den Schweinestall und beschlagnahmen alle fett gemachten Schweine für die Wehrmacht.“ Den Kopf nach unten gesenkt, sagt sie: „Ein einziges Schwein durften wir für den Eigenbedarf schlachten.“

Nun strahlen ihre müden Augen. „Auf einmal war Marianne da, ein Polenmädchen. Sie wird von einem Soldaten gebracht. Sie ist jung, kann kein Wort deutsch sprechen. Wir sind gut miteinander ausgekommen, Sie lernt schnell die deutsche Sprache. Alle anfallenden Arbeiten, auch das Melken, hat sie gelernt. Abends wird sie von einem Soldaten abgeholt und in ein Gemeinschaftsquartier gebracht. Das Nachtlager ist ein gefüllter Sack mit Stroh, in einer Gastwirtschaft, im Tanzsaal“.

Sommer 1944

„Die beiden Kinder sind in der Zwischenzeit 8 und 6 Jahre alt. Sie laufen in Holzschuhen auf den Sandwegen zur Schule. Zur morgendlichen Begrüßung rufen sie laut und deutlich: Heil Hitler. Beim Hochziehen der Deutschland-Fahne singen alle Schulkinder Soldatenlieder: ‚Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren‘, oder: ‚Ich hatt' einen Kameraden‘, auch: ‚Kehr ich einst zur Heimat wieder‘. Heulen die Sirenen, wissen alle Kinder, es ist Fliegeralarm und sie laufen so schnell sie können in den Schulbunker, der in der Nähe der Schule gebaut ist.

„An einem schönen Sommertag steht plötzlich ein Auto vor der Tür.“ Anna erinnert sich noch genau. Sie sitzt jetzt aufrecht in ihrer Sofaecke. „Otto ist gekommen in Uniform. Ich ahnte, das ist bestimmt nichts Gutes. Wir haben alle miteinander am Küchentisch gegessen. Die Unterhaltung ist sehr aufregend. Opa Wilhelm geht mit Tränen in den Augen hinter das Haus. Otto hat einen Kriegsbefehl nach Jugoslawien und wir können ihm nur nachwinken.“ Anna ist noch sehr aufgebracht.

Sie erzählt weiter: „Im Kampfgebiet Knin in Jugoslawien begegnet Otto seinem Schwager, dem Ehemann seiner Schwester, der kriegte Heimaturlaub. Wir werden uns in der Heimat wiedersehen. So gehen zwei junge Männer auseinander.“ Anna sagt: „Zum Denken und Nachdenken ist keine Zeit. Die Ernte muss eingefahren werden und immer wieder Fliegeralarm. Marianne hat große Angst und flüchtet in

die Besenkammer. Dort verkriecht sie sich am liebsten.“

„Es ist Herbst geworden. Der Ortsvorsteher von Edeweicht kommt mit einer grausamen Nachricht. Otto Wordtmann gilt als verschollen. Die Soldaten haben den Angriff in Knin nicht überlebt. Er gibt der entsetzlichen Nachricht einen Hoffnungsschimmer, dass sich vielleicht einige Soldaten in die Berge retten konnten.“ Nachdem Anna ihre Augen für einen Augenblick geschlossen hat, erzählt sie weiter:

„Der Winter ist vorüber und der Krieg kommt näher. Die Soldaten kommen mit Panzern in Kampe über die Brücke, durch das Moor bis ins Babenland. Die Panzer haben menschenhohe Spuren auf den Moorwegen hinterlassen. Unmöglich für Pferd und Ackerwagen da durchzukommen. Unser Haus wird zum Hauptquartier und Hauptverbandsplatz befohlen. Wir müssen raus aus dem Haus.“

„Schwerverletzte und tote Soldaten liegen im ganzen Haus.“ Anna sagt: „Es ist schwer, sich das vorzustellen, von dem Schreien der jungen Soldaten ganz zu schweigen. Ein alliierter Kommandant bewacht mit einem Karabiner das Haus. Da es ein ungewöhnlich warmer Frühling ist, liegt der Kommandant im Garten zwischen 2 Apfelbäumen in der Hängematte. Die toten Soldaten müssen wir auf der Weide notdürftig begraben. Die alliierten Soldaten suchen in den Bunkern nach deutschen Soldaten. Als sie keine Soldaten finden, hat sie das so wütend gemacht und sie haben alle Leute, die Schutz gesucht haben im Bunker, ins Moor getrieben. Die alten Männer werden nach Waffen untersucht. Sie müssen sich ganz ausziehen.“

Sehr nachdenklich sagt Anna: „Wie eine Herde Vieh werden die Alten und die Kinder ins Moor getrieben. 35 Personen suchen Schutz hinter aufgestapelten Torfsoden. Nach 10 Tagen fängt es an zu regnen. Es gibt nur einen Gedanken“, sagt Anna, „wir wollen hier weg. Meinen ganzen Mut hab ich zusammen genommen und bin mit einer Nachbarin Frieda in das Hauptquartier. Der Kommandant erlaubt uns in ein leer stehendes Haus einzuziehen. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie sehr wir uns gefreut haben.“

„Ich habe eine Gelegenheit in unsere Speisekammer zu gucken. Wir haben Hunger.“ Anna wird sehr aufgeregt. „Alle Einkochgläser liegen auf der Erde. Alles Essbare ist willkürlich zertrampelt worden. Mit der Erlaubnis, wir können aus dem Moor, sind wir zu den anderen gerannt. Die Freude war unendlich groß. Erschöpft und nass sind wir in das Tietjen-Haus eingezogen. Der Feind war im Babenland, unsere Soldaten in Dänikhorst und in Holtang. In Ohrwege ist ein kanadischer Kommandant mit seinen Soldaten in einem Jeep auf eine Mine gefahren und in die Luft gesprengt.“

„Zum Glück“, sagt Anna sehr aufgeregt, „hat sich die Nachricht bis ins Babenland verbreitet und wir sind aus dem Tietjen-Haus geflüchtet - in den Bunker. Es hat nicht lange gedauert, da liegt das Tietjen-Haus in Schutt und Asche“. Anna hält ihren Kopf gesenkt, ihre abgearbeiteten Hände in den Schoß. „Marianne ist in unser Haus gelaufen, es ist schon kein Hauptquartier mehr, und will für die beiden Kleinen was zu Essen finden. Ein Tiefflieger - und unser zu Hause liegt auch in Schutt und Asche. Ich hatte nur einen Gedanken,“ sagt Anna, „wo ist Marianne? Mit Walter an der Hand sind wir nach Hause gelaufen. Marianne liegt tot in ihrer Besenkammer. Ein Granatsplitter hat sie am Kopf getroffen“.

„Die Kanadier haben wie wild und rücksichtslos um sich geschossen. Alle unsere Tiere liegen erschossen auf der Weide. Kühe und Pferde, Enten und Hühner, auch unseren Hund haben sie erschossen. Plötzlich höre ich in der Ferne die Jeeps kommen. Es gibt nur noch einen Gedanken: wir müssen hier weg, wir müssen in den Bunker“.

„Mit Walter an der Hand bin ich losgelaufen. Wir sind bis zum Kreuzweg gekommen und dann in den mit Wasser gefüllten Schlot gesprungen. Es regnete was runter wollte, welch ein Glück. In dem Augenblick in dem die Jeeps vorbeibrettern, sind wir beide untergetaucht. Das sind die letzten Jeeps - dann ist es ganz ruhig im Babenland“. Anna guckt uns an, müde und traurig. „Das war am 5. Mai 1945“.

14 Tage nach diesem Gespräch ist Anna am 1. Februar 2008 im Beisein ihrer Kinder und Schwiegerkinder im Alter von 94 Jahren friedlich von uns gegangen.

Westerstede, im Juni 2013

Herausgeberin:



Kreisvolkshochschule Ammerland
Am Röttgen 60
26655 Westerstede

In Kooperation mit:



Gleichstellungsbeauftragte des
Landkreises Ammerland
Ammerlandallee 12
26655 Westerstede